

Der Tetzelsstein



Die Hauszeitung der Waldgaststätte Tetzelsstein im Elm

8. Jahrgang – Frühjahr 2014 / Nr. 14

Unsere Zeitung erscheint halbjährlich, im Frühjahr und im Sommer.

Inhaltsverzeichnis

- 2 Die Sagen vom Tetzelsstein
- 3 Die Obstbausiedlung in Evessen
- 6 Bücherverbrennung in Königslutter
- 7 Die St. Stephanuskirche in Schöppenstedt - Teil 2
- 11 Die Nordgrenze des Thüringer Reiches
- 12 Dit un Dat op Platt
- 13 Die Roto-Werke in Königslutter
- 16 Vom Schafstall zum Haus der Vereine in Destedt
- 18 Schwarzstorchbeobachtungen
- 19 Der Stöckheimer Schweden-damm – Teil 2
- 22 Editorial
- 23 Unsere Preisfrage
- 24 Unsere Gaststätte – ein lohnendes Ziel zu jeder Tageszeit

Fünf Jahre Kräutergarten am Tetzelsstein

Am 25. September 2008 wurde auf Vorschlag von Marita Tielemann die NABU-Frauengruppe gegründet. Und auf der Suche nach einem lohnenden und anspruchsvollen Objekt kam ihr der Wirt Thomas Heldt mit seinem Traum von einem Kräutergarten gerade recht. Unter Mithilfe der „NABU - Rentnerband“ wurde spontan nach vorheriger Ausarbeitung eines Planes zu Hacke und Spaten gegriffen und der ehemalige Standort des ersten Gasthauses Tetzelsstein in Form eines Kiosks in einen inzwischen viel besuchten Kräutergarten verwandelt. Viel Arbeit und Pflege, aber auch Kosten, wurden in den Erhalt der Anlage gesteckt. Mit berechtigtem Stolz wurde am 17. August des Vorjahres bei verdient herrlichem Wetter das 5-jährige Bestehen des Kräutergartens unter Beteiligung zahlreicher Gäste gefeiert.

Collage: Jürgen Mewes



Die Sagen vom Tetzelsstein

Das eingehauene Kreuz am oberen Ende des Tetzelssteins weist darauf hin, dass er zur Sühne für die Ermordung eines Menschen errichtet worden sein könnte.



Über hundert Jahre Romantik und Gastlichkeit

Seit 1884 bietet die Waldgaststätte Romantik und Gastlichkeit mitten im Elm. Ob Familienfeier oder „Bikerausflug“ – hier fühlt sich jeder sofort wohl. Historische Räumlichkeiten und ein großer Biergarten laden ein. Gepflegte Getränke und saisonale Spezialitäten. Kinderspielplatz. Großer Parkplatz. Täglich ab 10:00 Uhr geöffnet. Durchgehend warme Küche.

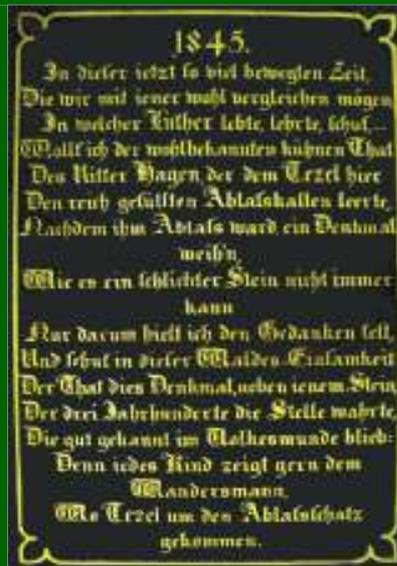
Historische Waldgaststätte Tetzelsstein

38154 Tetzelsstein Tel. 05332-1369 Fax 05332-947846
Internet: <http://tetzelsstein.com>

Laut einer Sage soll 1518 „unter diesem Stein ein Ablassprediger begraben sein. Dieser hatte sollen nach Königslutter reisen, ein Edelmann aber aus Küblingen (Anm.: ehemaliger Wallfahrtsort und jetziger Ortsteil von Schöppenstedt), der zuvor Ablass auf eine erst vornehmen wollende Mordtat von ihm gekauft, hatte ihn daselbst erschossen und beraubt. So sagt man.“ Mit diesen Worten beschrieb ein Pfarrer aus Samleben im 18. Jahrhundert als Erster das grausige Geschehen. Wilhelm Bode, 1825 bis 1848 Stadtdirektor von Braunschweig, wandelte später die Sage aufgrund der zu dieser Zeit geltenden humanitären Strömungen mildernd ab. Er nannte nunmehr Ritter von Hagen vom Hagenhof bei Königslutter als Täter, der den Ablassprediger Johann Tetzels nach vorherigem Kauf eines Ablassbriefes nur gezüchtigt und den geraubten Schatz, der in einem aus Eichenholz gefertigten Kasten verwahrt wurde, dem Volke zugeteilt habe.

Und so erhielt der Stein seinen Namen, den er seit jener Zeit im Mittelalter trägt.

1935 wurde der Tetzelsstein von der Mitte der heute umrandeten Grünfläche hinter diese Hainbuchenhecke versetzt.



1846 errichtete der Braunschweiger Hofmarschall Anton Reinhold Wilhelm Liebig, Edler von Lübeck, 25 Schritte östlich vom damaligen Standort des Tetzelssteins entfernt, das acht Meter hohe Denkmal.

Der Tetzelsstein wurde 1935 an seinen jetzigen und vermutlich ursprünglichen Platz zurückversetzt.

Die im Inneren des Denkmals angebrachte Erläuterungstafel trägt die Jahreszahl 1845, das wohl ursprünglich angedachte Datum der Fertigstellung.

Geschichtsforscher sind jedoch der Annahme, dass es sich hier um einen Ort handeln könnte, an dem in grauer Vorzeit ein Tatzelwurm (Drache) oder ähnliches Untier vom Drachenberg kommend erlegt wurde. Theo Schmidt-Reindahl, ehemals Direktor der Steinmetzschule in Königslutter, hat mit seinen drei künstlerisch wertvollen Wegweisern diesem Ereignis am Tetzelsstein ein Denkmal gesetzt.



Hellmut Herrmanns Erinnerungen an den Anfang der Obstbausiedlung in Evessen



Ich kam mit einem alten Freund aus der Jugendbewegung „Zeitler Wandervogel“ in Verbindung, der in der Nähe (an der Asse bei Wolfenbüttel) eine ähnliche Stelle wie ich hatte.

Er erzählte mir von einem Siedlungsvorhaben am Elm bei Braunschweig. Es sollten Obstbauplantagen von ca. zehn Morgen ausgelegt werden, zu den üblichen Bedingungen.

Ich fuhr nach Braunschweig, wo die Gesellschaft ihren Sitz hatte, und erfuhr dort mehr über das Projekt. Es sollten Häuser gebaut und die zehn Morgen voll bepflanzt werden, unter Leitung und Planung eines Obstbau-„Inspektors“. Mit der Einrichtung einer Absatzgenossenschaft, gemeinsamem Maschinenpark und allen möglichen modernen Erfahrungen wollte man es schaffen. Der Leiter der Gesellschaft war ein ehemaliger Ministerialrat Schulz, der sich vieler Erfahrungen aus Dänemark und den USA rühmte. Uns war das Wichtigste, wieder ein eigenes Haus zu bekommen, das Übrige würde sich dann schon finden. Nachfrage nach Obst war ja vorhanden, und auch sonst hofften wir, ähnlich wie in **Lapsau** (Kreis Königsberg) wieder zurechtzukommen. Ich wurde mit der Siedlungsgesellschaft einig, und wir waren froh, wieder ein Ziel und die Aussicht auf feine, eigene Wirtschaft zu bekommen. Es wurden dreißig Stellen zu zehn Morgen und acht oder zehn Landarbeiterstellen mit zwei bis drei Morgen gepflanzt. Die Häuser sollten in Lehmstampfbauweise errichtet werden, wobei wir Siedler mithelfen konnten und in dieser Zeit Arbeitslosenunterstützung erhielten. Während der Bauzeit waren für uns zwei Baracken aufgestellt worden, in denen wir unterkamen und auch gemeinsam für uns kochen konnten.

Das Unternehmen begann im Frühjahr 1950. Ich kündigte bei der Terra, Minna konnte mit den Kindern noch in Bennigsen wohnen bleiben, und Marta fing in Bremen ihre Ausbildung als Säuglingsschwester an.

Ich packte wieder mal meine Sachen und reiste ab nach Evessen am Elm, das letzte Stück von Braunschweig nach Evessen mit einem gemütlichen Bähnchen [Anm.: Braunschweig-Schöninger-Eisenbahn], ganz im alten Stil. Von Evessen marschierte ich auf einem ausgefah-

renen Feldweg zum Südwesthang des Höhenzuges Elm, der sich in Nord-Süd-Richtung zum Harz hinzieht. Die Harzberge waren in der Ferne sichtbar, und man hatte nach Westen einen weiten Blick über die Ebene nach Salzgitter zu dem großen Industriegebiet. Es gefiel mir recht gut, zumal auch viel Wald auf der Höhe vorhanden war. Ich kam bald bei den Baracken an und traf mit den zukünftigen Siedlern und Nachbarn zusammen. Es war ein recht unterschiedlicher Haufen. Anders als in Lapsau, wo es meist jüngere Männer waren, alles ehemalige Soldaten, vom Oberstleutnant bis zum Gemeinen, ein Graf und ein Landarbeiter, also alles in bunter Mischung. Nach kurzer Begrüßung fand man sich bald zusammen.

In einem bereits errichteten Haus war die Bauleitung untergebracht. Die Gesellschaft wollte die Gebäude in eigener Regie errichten, da die Unternehmerangebote zu „teuer“ gewesen seien. So war ein junger Bauingenieur als Bauleiter eingesetzt, der alles unter sich hatte. Das Gelände war bereits vermessen und eingeteilt, und wir konnten uns die einzelnen Parzellen wie ein Los ziehen. Ich bekam die Nr. 15, genau wie in Lapsau und sah das als gutes Omen an. Doch die erste Enttäuschung sollte nicht lange auf sich warten lassen.

Die Häuser sollten in Gruppen zu je vier zusammenstehen und die jeweiligen vier Siedler dafür die Keller und Fundamente gemeinsam ausheben. Der Aushub war für den Lehmabbau vorgesehen. Aber als wir den ersten Stich vom Mutterboden abgetragen hatten, stellte sich heraus, dass die nächste Schicht ein ganz zäher, mit viel Kalksteinen durchsetzter Boden war. Mit dem Spaten war nicht zu stechen, und nur mit der schweren Piekhacke konnte man etwas losbekommen, was man nur mit großer Mühe wegschaufeln konnte, da die Schicht nicht glatt war und Steine über Steine dazwischen lagen. So wurde der schöne Traum von den warmen, billigen Lehmhäusern immer mehr zu Schaum. Man hatte einfach vergessen, vorher eine Bodenprobe zu machen. Ursprünglich hatte man für einen Keller drei Wochen Arbeit angesetzt. Nun wurden es sechs Wochen und nur dadurch, dass wir kleine Sprengpatro-



Am Borrwege um 1955

nen bekamen, denn je tiefer wir kamen, um so härter wurde der Ton mit den Steinen. So wurde dann die ganze Planung umgeworfen und die Häuser aus Hohlblock-Trümmersplitt-Steinen gebaut. Das Ausheben der Keller hatte sich nun verzögert, und es mussten zusätzlich Maurer und Zimmerleute eingesetzt werden. Wir erfuhren auch mehr von der Vorgeschichte des Ganzen. In der Umgebung hieß das Unternehmen „Hungersdorf“. Das Gelände war immer nur Schafweide gewesen und zuletzt Übungsplatz der „Flak“. Es sollten drei Bauernstellen von je sechzig Morgen errichtet werden, aber der „Ministerialrat“ Schulz hatte entgegen aller Gutachten von Obstbauexperten den Plan mit den dreißig Obstbauern durchgesetzt.

Er war ehemaliger Naziverfolgter und hat da irgendwie Beziehungen oder Einfluss gehabt. Ich erfuhr später, dass er auch für die Planung der Lapsauer Siedlungshäuser verantwortlich gewesen war, die 1931 gebaut werden mussten, obwohl die ostpreußischen Siedlungsgesellschaften diesen Typ (in Anlehnung an Schweizer Häuser) ablehnten. Unsere Gesellschaft hatte die Häuser noch einigermaßen freundlich gebaut, doch die andere große ostpreußische Siedlungs-Gesellschaft hatte sehr abstoßende Häuser gebaut, da sie unter Druck gesetzt worden war und kein Geld erhalten sollte. Das war also der Herr, der hier schaltete.

Nach einigen Wochen stellten sich dann solche Schwierigkeiten heraus, dass er von dem Posten abgelöst wurde. Er hatte Mittel, die für neue Projekte bewilligt waren, in alte, unfertige gesteckt, sodass ein heilloses Durcheinander in den Finanzen entstanden war. Die Leidtragenden waren natürlich wir Siedler, da die Häuser nicht ordentlich und termingerecht fertiggestellt werden konnten.

Im September, als unsere Häusergruppe als letzte oben am Hang gerichtet wurde, war noch ein großes, allgemeines Richtfest mit viel Aufwand — Musik, Rundfunk, Behördenprominenz — ausgerichtet worden. Vieles von den Schwierigkeiten während der Bauzeit und den Aussichten für die Zukunft wurde in humoristischem Spiel kritisiert. Ein großer Optimismus und Lebensmut drang trotz allem wieder durch, da wir nach all dem Grauen und Unglück des Krieges froh waren, neu anfangen zu können. Es gab immer noch viele Menschen, die arbeitslos waren, in engen Verhältnissen wohnten und kaum an Besserung denken konnten. Hier war eben doch ein Anfang gemacht worden.

Im Laufe des Herbstes wurde die Anpflanzung der Bäume begonnen. Das Land war während des Sommers mit Kartoffeln bestellt gewesen, wurde danach im Ganzen gepflügt und ringsum mit 1,50 m hohem Maschendraht



Am Borrwege im Frühjahr 2013

eingezäunt. Die Lieferung der Bäume hatte eine Baumschule aus einem Nachbardorf bekommen. Wir verlangten ein Mitspracherecht auch bei der Auswahl, aber das war schon abgeschlossen, und die Bäume kamen aus einer großen Baumschule aus dem Rheinland.

Nur einer der Siedler, der am wenigsten im Sommer mitgeschachtet hatte, bekam seine Bäume aus der ortsnahen Baumschule, ebenso die Spritzmittel in den folgenden Jahren. Das gab natürlich böses Blut, zudem der Herr sich dann noch über uns andere Siedler mokierte.

In den Herbstmonaten waren einige Familien schon zugezogen. Unsere vier Häuser wurden zuletzt verputzt, und wir konnten erst im Februar einziehen. Die Häuser waren natürlich noch sehr feucht und mehr als ungemütlich. Keine Wand, keine Fenster und Türen waren gestrichen, alles Folgen der unsoliden Planung durch diesen überspannten „Ministerialrat“. Um wiederleben zu können, bekamen wir zwar noch Arbeitslosenunterstützung, aber eines Tages hörte das auf.

Im Frühjahr fing jeder, so gut es ging, auf seiner Stelle an zu wirtschaften. Wir mussten vor allem an unserem Haus die Zufahrt und Hoffläche irgendwie gestalten, da der Hang von Hausecke zu Hausecke 90-100 cm Gefälle hatte. Ich hatte mir vom Kelleraushub eine Menge Kalkplatten und größere Steine zurückgelegt für die nötigen Stützmauern. Ich musste mich aber ganz schön wehren, da man sie mir für die Straßenbefestigung wegnehmen wollte. Auch das entstand durch die mangelhafte Planung, die sich immer mehr bemerkbar machte. Wir wurden in der Zeit mit einem Herrn Schmidt aus dem Nachbardorf



Erkerode bekannt, der mir sehr bei den Arbeiten an den Trockenmauern und der Planierung am Haus geholfen hat. Er war schwer kriegsverletzt, fast blind und auch an einer Hand stark behindert. Er war von Beruf Diplolandwirt und im Krieg bis zum Major befördert worden. Wir verstanden uns in vielen unseren Anschauungen sehr gut, und es entstand eine ehrliche Freundschaft. Auch seine Frau und Familie war recht nett.

Das erste Jahr brachte natürlich nur wenig Ertrag an Obst, man konnte nur mehr oder weniger davon kosten. Zudem stellte sich auch heraus, dass zumeist zu schwache Unterlagen bei den Bäumen gewählt worden waren, und die Bäume alle Pfähle bekommen mussten, da der Wind an dem nach Westen offenen Hang ganz gehörigen Druck ausüben konnte. Also wurden Pfähle geliefert, aber um Kosten zu sparen, wieder viel zu schwache, die nach kurzer Zeit die Kronen auch nicht mehr halten konnten. Dann sollte vor allem kein Vieh, —

weder Pferd, noch Kuh, noch Schwein, noch Hühner — gehalten werden.

Alles sollte maschinell bearbeitet werden: „Idee des Herrn Min.R.“ Unser Nachbar Reinicke hatte ein Pferd, das er aus dem Osten mitgebracht hatte und von dem er sich nie trennen wollte, weil er ihm auf der Flucht sein Leben zu verdanken hatte. Das war zunächst gegen den Willen des „M.R.“ im Keller untergebracht. Ebenso hatten viele ihre Hühner und Schweine im Keller, bis endlich auf allen Stellen ein Stall gebaut wurde, zwar ziemlich klein und primitiv, aber es war doch ein Stall.

Ich hatte mir zuerst einen gebrauchten Einachsschlepper gekauft mit zehn PS, der zwar ganz gut arbeitete, im Betrieb doch recht teuer war und auch bei dem vielen Wenden in den Reihen sehr anstrengend auf dem hängigen Gelände zu bedienen war. Ich konnte ihn zum Glück wieder ohne Verlust verkaufen und kaufte mir dafür ein Pferd, ließ mir dazu einen geschickten Wagen mit einem Kasten zum Abkippen bauen, dazu erwarb ich Pflug, Eggen und Pferdehacke. Damit kam ich bei jedem Wetter zurecht, konnte mir im Wald Holz holen und hatte außerdem noch etwas Mist. Das tägliche Futter war auch billiger als das Benzin für die paar Stunden, die der Trecker lief.

Aus einer Amerikaspende bekamen wir dann eine Jerseykuh, hielten ein Milchschat, Schweine, Hühner und einen Schwarm Enten, die in der Plantage Schnecken und Würmer fanden, sodass die Wirtschaft einigermaßen lief. Es stellte sich dann noch heraus, dass Lagerräume für das Obst geschaffen werden mussten, und man kam von dem hochfahrenden Plan eines großen Gemeinschaftslagers ab,



da sich herausstellte, dass wir beim Einzelverkauf auf dem Markt in Braunschweig mehr als das Doppelte bezahlt bekamen als vom Großhandel. So sind wir dann jede Woche nach Braunschweig auf den Wochenmarkt gefahren und wurden dort unsere Sachen gut los. Die Eier waren immer frisch, die Frühkartoffeln waren auch von recht guter Qualität, und das wenige Obst war im Geschmack, wohl durch den Boden und die Südwesthanglage, ganz hervorragend. Es war aber trotz allem ein sehr mühsames und karges Durchkommen. Wir hatten einen recht ansehnlichen Kundenstamm, der regelmäßig wieder kam. Eine alte Bekannte von Minna aus Johannesburg, die jetzt in Braunschweig wohnte, half uns immer mal, aber Mutti war nicht so begeistert von ihrer Art, wenn sie auf alle mögliche und unmögliche Weise die Ware anpries und den Aufbau des Standes umkrepeln wollte. Auf der Rückfahrt nach Hause wurde meist im Gasthof „Schöppenstedter Turm“ kurz eingekehrt und ein Paar Würstchen mit Löwen-Senf verzehrt. Unser Nachbar Reinicke kannte den Wirt von früher her und versicherte ihm immer, dass wir nur wegen seines guten Mostrichs bei ihm anhielten. In den ersten Jahren hatte uns immer ein Lohnfahrer abgeholt, nach und nach hatte dann jeder mehr Ware, sodass sich der eine und der andere einen Wagen zulegte und man zu zweit oder dritt zusammen fuhr. Im Herbst brachten

wir auf Bestellung eine größere Menge Einlagerungsobst den Kunden ins Haus. Weihnachten waren die geschlachteten Enten eine größere Einnahme. Es war aber viel zu wenig, um eine wirklich gesicherte Zukunft vor sich zu sehen, obwohl wir alle bis an die Grenze unserer Kräfte arbeiteten. Im Frühjahr 1956 hatte Minna, ohne mein Wissen, auf eine Anzeige im Ostpreußenblatt geschrieben, in der ein „Hamburger Kaufmann“ einen Verwalter für seinen Landsitz suchte. Von ihm kam eines Tages Antwort, die mich zwar ziemlich überraschte. Das Angebot war sehr verlockend, und ich fand auch, dass wir es beim Zustandekommen dieses Arbeitsverhältnisses doch leichter haben würden. Ein Besuch meinerseits wurde vereinbart, und ich fuhr nach Hamburg. Er war einer der Generaldirektoren der Commerzbank. Wir fuhren nach Rausdorf, das Grundstück hatte er kurz vorher gekauft. Es war ein ziemlich großes, etwas verwildertes Gelände, auf dem ein gut renoviertes, altes Bauernhaus stand, daneben einige Wirtschaftsgebäude, in dem unsere Wohnung eingerichtet und zusätzlich auch noch Scheunen und Stall gebaut werden sollten. Ich wurde sehr freundlich auch von seiner Frau aufgenommen, und wir wurden bald einig. Ich sollte viel freie Hand haben. Frei waren verschiedene Naturalien, Wohnung, Heizung, Licht. Das alles war, auch wenn der

Barlohn nicht so hoch war, für uns als Existenz etwas sicherer als in Evessen, zumal die Mädels in ihren Berufen besser vorankommen konnten und nicht mehr an uns gebunden waren. Marta hatte eine gute Anstellung als Kinderschwester, Helga war als Gärtnerin tätig und wohl auch schon verlobt, und Rosi stand in der Ausbildung als Krankengymnastin in Göttingen. In Evessen und bei der Siedlungsgesellschaft

wurde unser Entschluss zwar bedauert, aber auch bei der Gesellschaft hatte man eingesehen, dass die Siedlungen in der geplanten Größe nicht lebensfähig waren und einige zusammengelegt werden mussten und dass sich einige Siedler deshalb nach anderen Möglichkeiten umsehen mussten. Man wollte uns gerecht abfinden, da doch ein gewisser Wertzuwachs erreicht worden war. Die anfänglich genannte Summe von 3.500 DM haben sie dann doch nicht ganz gezahlt, ohne dass wir uns dagegen wirklich wehren konnten.

Hellmut Herrmann

Farbfotos: Jürgen Mewes

Hellmut Herrmann, geb. 1897 in Pegau/Sachsen, gest. 1986 in Grönwohld/Hamburg. Er hatte viele Male neu begonnen in seinem Leben. Immer wieder schöpfte er Mut und Kraft aus seiner Liebe zur Natur. Als Gärtner war er auch immer ihr verantwortungsvoller Verwalter. Nach dem Kriege Angestellter in Bennigsen/ Deister auf einem Saatzuchtgut, strebten er und seine Frau, eine waschechte Ostpreußerin, wieder nach Eigenem. Sie haben vier Töchter, die noch leben, und waren die Nachbarn von **Frau Hannelore Plugge aus Evessen**, die uns den Beitrag freundlicherweise zugestellt hat.

Bücherverbrennung in Königsutter

„Dort, wo man Bücher verbrennt, verbrennt man auch am Ende Menschen.“ (Heinrich Heine 1821)

Am **10. Mai 1933** sollte dies in Deutschland traurige Wahrheit werden. Die „**Aktion wider den undeutschen Geist**“, wie die Nationalsozialisten ihre Bücherverbrennungsaktion nannten, fand überwiegend in Universitätsstädten statt. Bücher pazifistischer, jüdischer und sozialistisch-marxistischer Schriftsteller wurden in dieser Nacht ein Opfer der Flammen. Die Aktion wurde deutschlandweit minutiös geplant und sollte zeitgleich stattfinden. Bereits am **12. April** wurden „Kampfausschüsse wider den undeutschen Geist“ gebildet. Die „**Aktion wider den undeutschen Geist**“ begann an diesem Tag mit der Verkündung und Verteilung von **12 Thesen**, die sich gegen den jüdischen Zersetzungsgeist und für volksbewusstes Denken und Fühlen im deutschen Schrifttum aussprach.

In diesen Thesen, die auf **nebenstehend abgebildetem Flugblatt** und in Pressemedien verkündet wurden, war u. a. die Rede von „Reinheit von Sprache und Schrifttum“, „unser gefährlichster Widersacher ist der Jude“ und wer „undeutsch denkt, ist ein Verräter“.

Ab **19. April** begann eine öffentliche Hetzjagd gegen unliebsame Hochschullehrer, an einigen Hochschulen wurden sogenannte „Schandpfähle“ errichtet, an denen Namen und Schriften zu lesen waren. Schwarze Listen der „Schandliteratur“ wurden veröffentlicht.

Danach hatte jeder Student seine Bibliothek zu säubern.

Öffentliche Bibliotheken, Buchläden etc. mussten die Bücher der Schwarzen Liste aus ihren Regalen nehmen, Leihbibliotheken wurden zu Erklärungen gezwungen, in denen „gerichtliche Strafen“ angedroht wurden, falls sie noch Bücher der Schwarzen Liste in ihrem Bestand hätten.

Am **6. Mai** kam es zu ersten Plünderungen von Leihbibliotheken und Buchhandlungen.

Den Höhepunkt der Aktion bildeten dann die Bücherverbrennungen am **10. Mai 1933**.

Die Schriften von Karl Marx, Karl Kautsky, Heinrich Mann, Erich Kästner, Sigmund Freud, Erich Maria Remarque, Kurt Tucholsky – um nur einige zu nennen – waren den Nazis besonders verhasst und kamen auf die Scheiterhaufen.

Dazu wurden extra „Feuersprüche“ herausgegeben, die überall zu verkünden waren. Darin hieß es u. a.: „Gegen Klassenkampf und Materialismus“, ... „gegen seelenzerfasernde Überschätzung des Triebens“, ... gegen literarischen Verrat am Soldaten des Weltkrieges“. Der „Deutschlandsender“ übertrug dieses Spektakel live vom Berliner Opernplatz, auf dem **Goebbels** vor ca. 70 000 Menschen eine Hetzrede hielt.

Erich Kästner erlebte die Verbrennung seiner Bücher mit und schrieb darüber:

„... im Jahre 1933 wurden meine Bücher in Berlin, ... von einem gewissen Herrn Goebbels mit düster feierlichem Pomp verbrannt. ... Ich stand vor der Universität, ... und hörte die schmalzigen Tiraden des kleinen abgefeimten Lügners. ... Es war widerlich. ... Und die Gesichter der braunen Studentengarde blickten, die Sturmriemen unterm Kinn, unverändert geradeaus, hinüber zu dem

Flammenstoß und zu dem psalmodierenden, gestikulierenden Teufelchen. ...“

Nicht nur in Universitätsstädten, auch in **Königsutter** fand eine Bücherverbrennung statt.

Darüber berichtet Heinz-Bruno Krieger (1920-1999) in seinen „Erinnerungen an die Endzeit der Weimarer Republik in Königsutter am Elm“.

„Große Fackelzüge, mit klingendem Spiel, feierten auch hier den Sieg der Stunde [30. Januar 1933, Ernennung Hitlers zum Reichskanzler] – und es waren nur wenige Wochen später, als auf dem Markte, vor der Apotheke ein großer Scheiterhaufen Bücher und Fahnen in Flammen aufgehen ließ.“

Auch **Günter Wiemann**, damals 10 Jahre alt, kann sich noch an die Bücherverbrennung erinnern, wie er mir in einem Gespräch am 29. April 2013 erzählte: „Als am **10. Mai** die Bücherverbrennung auf dem Marktplatz vorbereitet wurde, schickte mich meine Mutter zum Dienst bei der Hitlerjugend. In der Mitte der Marktstraße hatte die SPD über dem Konsum das Parteibüro.

Von der SA wurden Bücher, Dokumente und Fahnen auf die Straße geworfen. Von älteren Hitlerjungen wurden diese auf den Markplatz in der Nähe der Apotheke geschafft. Ich kann mich an ein großes Feuer erinnern. Ich bekam eine Fackel und einen Bierdeckel in die Hand und musste mich ans Feuer stellen. Ein Hitlerjugendführer (ein Uhrmacherhilfe) nahm die Bücher in die Hand, las etwas vor und warf dann, mit einem Spruch, die Bücher ins Feuer. Ich stand am Feuer ohne zu verstehen, was hier geschah – meine Eltern schwiegen.“

Die Frage, warum auch eine Bücherverbrennung in Königsutter stattfand, ist bisher nicht beantwortet. Es kann vermutet werden, dass die Nationalsozialisten die Bücherverbrennung zum Anlass nahmen, sich an den Sozialdemokraten zu rächen.

Dr. Diethelm Krause-Hotopp

Der Autor ist auf der Suche nach weiterem Material über die Bücherverbrennung in Königsutter. Wer noch Informationen, Fotos etc. hat, kann sich bei Diethelm Krause-Hotopp unter der Telefon-Nummer **0531 3918835** oder per E-Mail **D.Krause-Hotopp@tu-bs.de**, melden (beides dienstlich).

Die St. Stephanuskirche in Schöppenstedt von 1740 bis heute



Als nach all den Geldsorgen, Hindernissen und sonstigen großen Schwierigkeiten der Zeit, die evangelische Kirchengemeinde Schöppenstedt endlich **1740** ihr neu erbautes Gotteshaus in Benutzung nehmen konnte,



staunte sie sicherlich nicht schlecht. Die Gläubigen betraten jetzt eine Saalkirche, hoch und luftig mit wahrscheinlich nun größeren Fenstern.

Bis zu den Jahren **1730/33**, dem Abbruch des alten, teils baufälligen Kirchenschiffes, was sich aber mehr auf die drei Kreuzgewölbe bezogen haben dürfte, hielten sie ihre Gottesdienste in einem Kirchraum kath. Ursprungs ab, einem Gebäude aus der Zeit des 11. Jahrhunderts, wo ab **1542**, dann aber wieder zerschlagen, ab **1569** unumstößlich, nach langen Glaubenskämpfen auch die Reformation ihren Einzug gehalten hatte. Das ehemalige Deckengewölbe ruhte wesentlich tiefer auf drei im Scheitel des Kirchenschiffes befindlichen Säulen.

Bild 1*: Verzierung an der Decke im Mittelschiff der Kirche: (J)ohann (F)riedrich (R)osenhagen (11. Superintendent, 1738 - 47) mit der Jahreszahl **1740**

Anmerkungen:

Kaiserurkunde von 1051: Sehr früh nach Annahme der christlichen Religion muss Schöppenstedt schon eine „Kirche“ bekommen haben.

Ein Diplom Kaiser Heinrich des Dritten, im Jahr **1051** nach dem 12. Nov. in der kaiserlichen Kanzlei zu Radsponne (Regensburg) geschrieben, lässt wenigstens auf eine bedeutende Größe der hiesigen Pfarre in den damaligen Zeiten nicht ohne Gründe schließen. Kaiser Heinrich der IV. bestätigte am **3. Juli 1057** dem Bischof Hezilo von Hildesheim noch einmal diese Schenkung.

Entnommen der „Festschrift St. Stephanus Schöppenstedt 1993“ - Falko Rost / Ekkehard Thon. „**Die Kaiserurkunde von 1051**“ / von Gottlieb Schmidts 1955

„Schöppenstedt, dessen Name eher auf den Personennamen Scippo als auf „Schöffen“ zurückgeht, besitzt in seiner Pfarrkirche zu St. Staphanus eine der 35 von Bischof Hildegrim von Chilons (gest. 827) (wohlgemerkt gestorben!) im Bistum (von) Halberstadt gegründeten Pfarrkirchen.“

(*Niedersächsischer Städteatlas der Braunschweiger Städte*, Paul Jonas Meier 1922).

Hierzu wäre anzumerken, dass logischerweise Schöppenstedt bei der Namensnennung 1051 als Ort schon erwähnt, nach dieser Urkunde also schon 827 bestanden hat. Und somit im Jahr **2014** mindestens **1186 Jahre** alt ist.

Bild 2 : Auszug Kaiserurkunde (Quelle: Festschrift St. Stephanus 1993, Rost / Thon)

Zudem hatte die Vorgängerkirche an der Südseite rechts neben dem Turm auch nur einen Eingang. Neben diesem befand sich innen rechts in der Wand eingemauert ein **großes Weihwasserbecken**. Der vorstehende Beckenbauch wurde beim Wiederaufbau nach 1733 abgetrennt.

Der ehemalige Eingang und dieses Teilbecken sind erhalten geblieben, da der Neuaufbau des Mauerwerks in einer Höhe von etwa 1,50 m auf den alten Mauern erfolgte.

Bild 3 : Rest des Weihwasserbeckens

Anmerkung: In der Kirche standen in der Mitte des Raumes „**unförmige, ungeschickte Pfeiler**“, die dem Prediger Schall und Sicht hinderten. Um der Kirche mehr Raum und Ansehen zu geben, wurde empfohlen, die Pfeiler zu entfernen.

Visitation 1652 unter Benedict Cuppius (6. Superintendent 1649 - 1661) E. Thon. Visitationsprotokolle, „Elmzeitung 15. 12. 1961“ Pfarrer Mühlhaus.

Ab **1740** gab es jetzt an der Nordseite einen **zweiten Eingang**, obwohl im Nordbereich der Kirche kaum Anwohner wohnten. Ob sie weit vorausgedacht hatten? Die Wallpforte, ein ehemaliger Stadtwall, nach Westen längs der Stadt vorgelagert, war die Stadtgrenze; der Zoll lag schon außerhalb. Die **Ostwand des Turmes** war zuvor im unteren Bereich zum Kirchenschiff hin durch Bögen durchbrochen, wobei der damalige **Fußboden** der Kir-

che um gut **0,70 m tiefer** lag und mit der Sohle des Turmes eine Ebene bildete. Wahrscheinlich hat es auch vor dem Neubau nur einen steinernen Tisch als Altar gegeben, wobei die Kanzel erhöht auf einer Säule daneben gestanden haben könnte.

Bild 4 : Ostwand des Turmes von innen

In der Kirche selbst waren kaum, wenn überhaupt, Sitzgelegenheiten, wie beispielsweise in orthodoxen Kirchen. Wie üblich, waren die Fenster gänzlich mit Buntglas versehen. Die von 1905 bis 1966 in der Apsis befindlichen Symbolfenster wurden später versetzt und über den Eingangstüren eingefügt:

Im **Norden** das **Sonnenmotiv** mit eingeschlossenem **A** und **Ω** („Anfang und Ende“; Omega=letzter Buchstabe des griech. Alphabetes) und im **Süden** das **Sonnenmotiv** mit eingeschlossenem Kelch.

Bild 5 : Sonnenmotiv mit eingeschlossenem A und Ω

Bild 6 : Sonnenmotiv mit eingeschlossenem Kelch

Die personifizierten „Engelfenster“, von 1905 - 1966 in den Chorfenstern vor dem Kanzelaltar befindlich, wurden versetzt und beidseitig in den Mittelfeldern eingefügt: auf der **Nordseite der Engel Gabriel mit dem Palmenzweig** (Engel Gottes, Verkünder der Geburten des Täufers Johannes und Jesus) und auf der **Südseite Cherubim, der Engel mit dem Schwert** (Hüter des Gottesgartens).

Anmerkungen: Im 1. Buch Mose 3,24 werden die Cherubim als Wächter des Gottesgartens genannt.

Bild 7 : Engel Gabriel mit dem Palmenzweig

Bild 8 : Cherubim mit dem Schwert

Die im Chorraum links und rechts senkrecht angebrachten **Grabplatten der Eheleute Dedekind** befanden sich ursprünglich bis 1780 über den Gräbern derselben, außerhalb der Kirche an der Nordseite des Kirchturmes, von wo aus sie bei Neuausführung der maroden Nordwand und Einebnung der letzten Grabstätten ihren Platz in der Kirche fanden.

Levin Johann Dedekind wurde 1674 als wirklicher Superintendent und Pastor eingeführt. Geboren 1642, verstarb er am 30. August 1714, morgens gegen 4 Uhr an einem Schlaganfall. Am 13. 9. 1714 wurde er „öffentlich in (an?) hiesiger Kirche“ beigesetzt. Der Ruheplatz befand sich demnach gegenüber seinem Wohnhaus. Seine Ehefrau **Anna Maria geb. Schomburg** (Grabmal an der Nordseite vor dem Altar) verstarb 1723.

Levin Johann Dedekind, der 9. Superintendent seit 1542, hatte 39 Jahre in seiner Gemeinde „energisch“ gewirkt. Mit anderen Worten, sein Anliegen war, die Gemeinde glaubensmäßig wieder zu festigen. Er hatte gute lateinische und griechische Sprachkenntnisse, war 1642 auf der Universität in Jena, studierte Philosophie, Moralthologie, Astronomie, Mathematik, Theologie und hatte Kenntnisse der hebräischen und syrischen Sprache.

Anmerkung: Genauer, da seine Vorgänger ihr Amt verabsäumt hatten und bei ihrer Kränklichkeit zuletzt alle Dinge hatten gehen lassen, wie sie gehen wollten, hatte der jugendliche Dedekind den älteren Geistlichen gegenüber einen schweren Stand. Als er die Zügel etwas fester anzog, kam es zur offenen Revolte. Die Geistlichen erließen an ihn „wohlmeinendliche und höchst notwendige, doch brüderliche Erinnerungen (Meinungen), welche das „Ehrwürdige Ministerium Schöppenstedtscher Inspektion“ an „Ihro

Hochwürden“ und hochgelehrten Herrn Levin Johann Dedekind als dero vorgesetzten Superintendenten zu Erhaltung des zerfallenen und fast unter die Füße getretenen priesterlichen Respektes mit aller gebührenden Bescheidenheit tun lässt.“ Diese Beschwerdeschrift war sehr umfangreich. Infolge dieser „Adresse“ (Angabe) wurden sämtliche Prediger, die sie unterschrieben hatten, vor das Konsistorium nach Wolfenbüttel „zitiert und wegen ihres Betragens scharf gerügt, auch genötigt“, ihrem Vorgesetzten von neuem (Gehorsam) zu geloben.

Bilder 9/10 : Grabmale Eheleute Dedekind



Auf der Orgelepore hängt ein 1656 gestifteter, 14-armiger Messingleuchter, der sich, wie auf nebenstehender Postkarte von 1900 zu sehen, zuvor im Chorraum befand.

Bild 11 : Der 14-armige Messingleuchter befindet sich jetzt auf der Orgelepore.

Anmerkung: Kantor Robert Bürger äußerte sich mir gegenüber, dass ein 14- und ein 8-armiger Leuchter im zweiten Weltkrieg als Material für Kriegszwecke abgegeben werden sollten. Der amtierende Superintendent Hansmann (25. Suptdt. 1931 - 1953) war dieser Aufforderung aber nicht nachgekommen, da er lediglich den 8-armigen Leuchter von 1749 abgab.

Der **Kanzelaltar** mit den figürlichen Darstellungen Geduld, Liebe, Glaube und Hoffnung von **Johann Kaspar Käse** aus Gandersheim. Die Lieferschwierigkeiten habe ich in unserer Zeitung „Der Tetzstein“ / Nr. 12, „Vom Thingplatz zur Kirche“, bereits beschrieben.

Bild 12 : Der Kanzelaltar von 1745

Bild 13 : oben links: mit Schaf = die Geduld
oben rechts: mit Kindern = die Liebe

Bild 14 : unten links mit Buch = Glaube
unten rechts mit Anker = Hoffnung

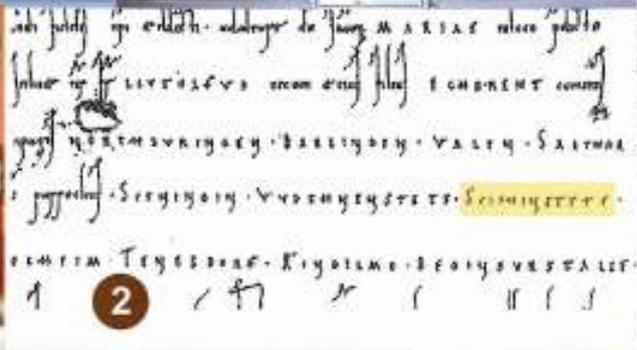
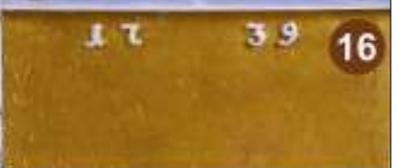
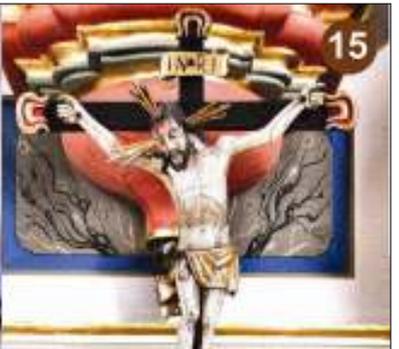
Die ehemaligen Emporen, links und rechts längs des Kirchenschiffes, wurden bei vorhergehenden Renovierungsarbeiten zuerst verkürzt, später gänzlich herausgenommen. Es waren die Plätze der Bürger und des Militärs. Die bei der ersten Ausstattung noch darüber angebrachten kleineren Emporen, die mit Leitern erstiegen werden mussten, wurden sehr bald wieder entfernt, hier saß das Gesinde. Es soll sich dort oben unzumutbar aufgeführt haben. **Es wird berichtet, dass sie u. a. den Kantor und die singenden Kinder auf der Orgelepore mit toten Sperlingen beworfen hatten.**

Zu ebener Erde gab es einen Mittelgang, mit zu beiden Seiten in den Reihen rücklings zu den Wänden aufsteigendem Gestühl. Dies war notwendig um alle Kirchgänger unterzubekommen. Gottesdienste fanden sonntags zwei und einer mittwochs statt.

Es ist anzumerken, dass aus Platzgründen eine zweite Kirche (Sackstraße) erbaut werden sollte.

Die auf dem Altar befindliche Kreuzigungsgruppe (15. / 16. Jahrh.) war lange Zeit verschollen, niemand wusste etwas von ihr, selbst die ältesten Leute der 50er Jahre nicht. Lediglich eine handschriftliche Aufzeichnung (kurze Notiz) berichtete von der Existenz derselben. Mit alten Kelchen hatte sie Pfarrer Mühlhaus 1959 auf dem Dachboden des Pfarrhauses unter Ziegelschutt zutage gefördert.

Bild 15 : Kreuzigungsgruppe auf dem Altar



Das 1739 gestiftete und nach dem Kirchenumbau von 1730 – 1733 auf dem Altar installierte Leseputz

Bild 16 : Gestiftetes Altarleseputz von 1739

Das 1837 erbaute Orgelwerk wurde 1905 repariert und in wesentlichen Teilen erneuert sowie im oberen Bereich durch eine Neuschöpfung ersetzt.

Bild 17 : Die Orgel auf der Empore

Eine kulturhistorische Besonderheit ist die **auf der Sohle des Kirchturms** stehende ca. **drei Meter hohe Säule** aus wahrscheinlich ottonischer Zeit, die ehemals das Gewölbe des Turmraumes getragen haben dürfte. Die auf dem Kapitell zu findenden **mythologischen Darstellungen** lassen darauf schließen, dass die Säule ursprünglich eine **altheidnische Kultstätte** war, die später genutzt wurde, um auf ihr eine neue Kirche zu weihen. Das **Kapitell** ist allseits mit einem Schachbrettmuster und reliefartigen Abbildungen aus der **germanischen Mythologie** versehen.

Ostseite: Der linke Kopf unter der Korngarbe könnte **Donar**, auch **Thor** genannt, der Gewitter-, Wetter-, aber auch Vegetationsgott sein, während der rechte Kopf als Abbild von **Wotan**, der Hauptgott, mit einem seiner beiden **Raben, Hugin** oder **Munin**, angesehen wird.

Nordseite: Der Kopf soll nochmals **Wotan** darstellen. Die Eschenblätter erinnern an die **Weltenesche Yggdrasi**, der Verkörperung des gesamten Kosmos.

Westseite: Während auf der linken Seite wieder Blätter der **Weltenesche** zu sehen sind, befindet sich rechts die geflügelte, die Welt umschlingende **Midgardschlange**.

Südseite: Links befindet sich der die Götter bedrohende **Feriswolf**, mit der auf seinem Leib zu sehenden und von ihm verschlungenen **Sonne**. Das rechte Relief zeigt die drei Jahreszeiten.

Die Abbildung darunter könnte das zum Weltenbaum gehörende **Eichhörnchen Ratatöskr** sein, dass der **Midgardschlange** die Geschehnisse von der Erde überbringt.

(Sh. „950 Jahre Schöppenstedt, unsere Kleinstadt am Elm 1051 - 2001“ Bd. 4/5 S. 116 ff. Ekkehard Thon)



Verlassen wir die Kirche nach Süden und betrachten rückblickend noch einmal das **Portal**, vernehmen wir **das Auge Gottes** in einem Dreieck (Trinität). Wir sollen uns also geborgen fühlen und wissen, dass Gott uns immer im Blick hat.



Turmsäule und Kapitell (Ostansicht): links Donar (Thor) und rechts Wotan mit Rabe



Kapitell Nordseite: links Wotan, rechts Blätter der Weltenesche



Kapitell Westseite: links Blätter der Esche, rechts der Adler



Kapitell Südseite: links Fenriswolf mit verschlungener Sonne, rechts: 3 Jahreszeiten (Frühling, Sommer und Winter)



Kapitell Südseite: Midgard verfolgt Ratatöskr, das Eichhörnchen

Fotos: Jürgen Mewes

Ekkehard Thon

Die Nordgrenze des Thüringer Reiches zwischen Helmstedt und Scheppau



Vor der Okkupation des frühthüringischen Reiches durch die Hunnen dürfte seine Nordgrenze zwischen **Helmstedt** und **Scheppau** verlaufen sein. Erst nach der Befreiung von den Hunnen verschob sie sich dann weiter nordwärts.

Die frühe Nordgrenze zwischen Helmstedt und Scheppau hat interessante Relikte, auch im sprachlichen Bereich hinterlassen. Sie orientierte sich weitgehend an unpassierbaren Wasserläufen oder Sümpfen. Dass sie ein Gebiet begrenzte, das schon nach der letzten Eiszeit, also ab etwa **10.000 v. Chr.** für den frühen Menschen von Bedeutung war, beweisen Fundstätten wie zum Beispiel die **Lübbensteine** bei Helmstedt und die **Gräber in Groß Steinum**.

Liegt doch auch einer der größeren Orte an dieser nach-eiszeitlichen Linie. So kreuzt die Linie, von Westen kommend, **Veltheim** - ein uralter Name - verläuft weiter auf dem **Dettumer Grund**, berührt den **Drachenberg** im Elm und durchschneidet **nördlich von Leim** das alte **Gräberfeld**, von dem die Sage geht, dass hier Könige begraben sein sollen.

Dann wird **Süpplingen** erreicht, genau dort, wo auch heute noch die **Hauptkreuzung im Ort** ist.

Die älteste Schreibweise im Jahr 888 n. Chr. ist **Sophingi**, es liegt auf der Hand, dass Süpplingen gemeint ist, denn schon 1150 n. Chr. wird in einer Urkunde **Suppeinge** geschrieben und durch die Jahrhunderte auch so fort.

"Supply" ist ein Stützpunkt (s. auch engl. to supply = versorgen, unterstützen), auch im militärischen Sinne, in dem Vorräte und zur Verteidigung und zum Schutze Palisaden und Gräben angelegt werden.

Östlich und südlich ließen sich diese Sicherungsanlagen besonders wirkungsvoll errichten, aufgrund des sumpfigen Geländes, auf das Flurnamen wie „Schirpker“ (lat. scirpus = Binse) und „Im Ihlenpfuhle“ (Im Froschteich) heute noch hinweisen, wie auch nördlich von Süpplingen das „**Große Bruch**“.

Um auf die nacheiszeitlichen Linien zurückzukommen: In der Nähe der Ehlerwiese befindet sich das „**Horn**“. Leser, die den „Tetzelstein“ schon länger lesen, wissen, das „Horn“ ist die „Ecke“ und dass hier ein Megalith stand, an dieser Stelle die Richtung nach Norden anzeigend. Bleiben wir auf dieser Linie von West nach Ost. Nur 2.500 m hinter **Süpplingen** lag dereinst die Wüstung **Hohnstedt**. Dass es sich bei „stedt“ nicht um eine Stadt handelt, dürfte klar sein, es wird vielmehr nur eine bestimmte Lage, Stelle bezeichnet, hier stand eben der „**Hohn**“.

In der englischen Sprache - neueste Forschungen gehen davon aus, dass die englische Sprache ab ca.

350 n. Chr. in ganz Norddeutschland bis hin zum Main gesprochen wurde - ist „Hohn“ eben der Stein, im englischen heute noch der **Wetzstein**.

Da an diesem Punkt die West-Ost-Linie die von Schöningen kommende Nord-Süd-Linie kreuzt, ist davon ausgehen, dass der Stein an dieser Kreuzung stand und hier eine kleine dörfliche Entwicklung stattfand. Der Ort dürfte 1481 wüst geworden sein, denn die nunmehr ebenfalls wüste Pfarre wurde 1481 zum Klosterhof **Offleben** gelegt.

Ein thüringisches Gräberfeld des 5. bis 7. Jahrhunderts n. Chr. wurde nordwestlich des Ortes festgestellt (*Voges, Braunschweiger Jahrbuch 6, 1907, S. 29*).

Unsere Linie **führt direkt weiter nach Helmstedt** und wie könnte es anders sein, zum Marienberg, heute gekrönt vom gleichnamigen **Kloster Marienberg**.

Vergessen wir aber nicht, bevor wir Helmstedt erreichen, die bereits zuvor erwähnten **Lübbensteine**, sie stellen ein bedeutames Kulturdenkmal der jüngeren Steinzeit (ca. 5.000 bis 4.700 v. Chr.) dar und verdienen einen eigenen Artikel.

Wegen ihres althergebrachten Namens haben sich Generationen von Wissenschaftlern den Kopf zerbrochen, vielleicht aber gibt es auch eine einfache Erklärung, so ist im Englischen „**Lubber**“ doch der „**Klotz**“, adjektivisch auch stehend für plump, groß, unbeholfen.

Nach diesem Blick in die früheste Geschichte noch ein Blick auf die Karte der Siedlungsräume in frühgeschichtlicher Zeit.

Da zeigt sich der Raum von Schöningen bis Helmstedt und Königslutter als sehr früher Siedlungsraum, begrenzt durch Urwälder, wie durch Elm und Elz.

Für die Nordgrenze des Thüringer Reiches sind Spuren zwar rar, aber eben doch vorhanden:

Als 2009 die Grabungen in der **Lichtensteinhöhle** bei Osterode/Harz fortgeführt wurden, zählten zu den bemerkenswerten Funden zwei rund 10 cm große thüringische **Hakenspiralen** sowie zwei **Zierscheiben**, aus der Zeit 10. bis 8. Jh. v. Chr., somit älteste Nachweise der **Thüringer**. Die Hakenspiralen finden sich später im ganzen nördlichen Harzvorland.

Zwischen den 2. und 3. Jh. n. Chr. kommt es zum Stammesverband der Thüringer. In dieser Zeit dürften die Thüringer bis an die besagte Nordgrenze vorgestoßen sein.

Die Grenze wird markiert vor allem auch durch das Sumpfgebiet der „**Langen Welle**“, die nördlich von Helmstedt entspringt und westlich von Süpplingen aber noch vor **Schickelsheim** in die Schunter mündet. Im Osten ist das große Feuchtgebiet der **Scheppau** vorerst die Grenze für weitere Expansionen - Scheppau, ein Name, ein Begriff:

Noch heute isst man in Thüringen nicht einen Schafsbraten sondern Schepps. Scheppau war die Schafsweide, der Fluss an ihrer Grenze die Scheppau, und als eine dörfliche Niederlassung entstand, blieb man gleich bei diesem Namen.

Kurz vor Glentorf mündet die Scheppau in die Schunter und somit ist die nordwestliche Begrenzung geschlossen. Das Gebiet musste nun seinerzeit verwaltet und auch geschützt werden, Wegeverbindungen entstanden, auch diese mussten bewacht und in Ordnung gehalten werden. Einer der wichtigsten und frühesten Befestigungen in diesem Zusammenhang dürfte **Schickelsheim** gewesen sein.

Unter den Befestigungen dieser Zeit darf man sich allerdings nicht mehr als einen Wall mit Palisaden mit vorgelagertem Wasser- oder Sumpfgraben vorstellen. **Derartige Reste eines Wassergrabens kann man in Schickelsheim heute noch sehen**, an der heutigen Straßenführung lässt sich zudem erkennen, dass die Wegführung durch die Anlage führte. Hier in Schickelsheim saß der **Schi(e)ke** oder **Schickel**, der eben für Recht und Ordnung zu sorgen hatte, der heutige „Beschicker“ ist ein Überbleibsel, wer kennt im Übrigen nicht die Unternehmerfamilie **Schickedanz** (Quelle), der „Schickedanz“ war früher der Tanzmeister. **Eine weitere wichtige Station war das heutige Königsutter** - bevor es zum Königsdom kam, einfach „**luttere**“, der moorige Bach. Die alte Wasserburg, die den Weg nach Schickelsheim schützte, wurde vor wenigen Jahren bei der Anlage eines Parkplatzes teilweise ausgegraben, leider nur unvollständig. Für einige Fundamente bekamen die Archäologen nicht mehr die Möglichkeit einer Zuordnung, leider eine vertane Chance. Damit der Nachwelt diese Nachlässigkeit verborgen bleibt, wurden die Mauerzüge konsequenterweise nicht, wie vielfach angeregt, in der Parkfläche markiert. In unserem Kontext nicht zu vergessen ist die „**Lüersburg**“, im Winkel zwischen Schunter und Scheppau gelegen, westlich von **Ochsendorf**. Leider hat man dort durch Sand- und Kiesentnahme die Strukturen total zerstört. Die strategische Lage hätte es verdient, genauere



Untersuchungen anzustellen, sind Forscher doch auch der Meinung, dass die Anlage zu den **Heinrichsburg** zählt. Das **Foto** zeigt links die **Motte**, Turmhügel der **Lüersburg**, und rechts den Burggraben.

Es ist nicht auszuschließen, dass der König diese Anlage genutzt und weiter ausgebaut hat. Ursprünglich ist sie jedenfalls in der frühen thüringischen Zeit angelegt worden, „**Lür**“ ist sehr alt und steht für Sumpf und das ist auch hier heute noch gut erkennbar.

Bleibt für das Gebiet noch der feste Platz „**Lauingen**“, ebenfalls ein uraltes Wort, welches auf **Sumpf** hinweist, so fließt um die spätere Wasserburg doch heute noch ein Bach.

Die Silbe „**ingen**“ deutet überdies auf Wiesen, so wie in Schöningen. **Lauingen** ist im Übrigen noch älter als die thüringische Besiedlung und ehemals eine klassische Viereckanlage.

Als im 4. Jh. n. Chr. die Hunnen einbrechen, wird das frühe Thüringen ein Vasallenstaat dieser Hunnen. Erst nach der Schlacht auf den **Katalaunischen Feldern** 451 n. Chr. und **Attilas** Tod 453 n. Chr. gewinnen die Thüringer wieder ihre Selbstständigkeit und das Großthüringerreich entsteht.

Dies aber ist eine andere, weitere Geschichte.

Quellen: Archäologie in der Deutschen Demokratischen Republik, Konrad Theiss Verlag 1989
Bertelsmann Lexikon, Verlag Bertelsmann
Berichte zur Denkmalspflege in Niedersachsen 2/2012
Deutschlands geographische Namenwelt, Hans Bahlow, Verlag Suhrkamp 1985

Die Siedlungsräume Mitteleuropas in frühgeschichtlicher Zeit, Atlantik-Verlag Paul List 1952
Radwandern im Naturpark Elm-Lappwald, Landkreis Helmstedt. Geschichtliches Ortsverzeichnis des Landes Braunschweig, Hermann Kleiau, Verlag August Lax, Hildesheim 1968
Die Bau- und Kunstdenkmäler des Herzogthums Braunschweig, Dr. p. J. Meier Verlag J. Zwissler 1896
Karten der Historischen Kommission für Niedersachsen
Kreisbuch des Landkreis Helmstedt 2010, Thüringen zwischen Harz und Elm, H.P. Roppel
Kreisbuch des Landkreis Helmstedt 2013, Die Grenze zwischen Niedersachsen und Sachsen-Anhalt, H.P. Roppel
Cassell`s German and English Dictionary, 1938

Hans-Peter Roppel

Dit un Dat op Platt

Dä Vabindung

Ein Orjenal in Lutter was naen Krieje de Kauhure Wilhelm Krümmel.

Hei trecke mit siene Kauh un en Ledderwagen durch Lutter tau siene lüttjen Feldstücke in „See“ anne „Fuhren“, oppen „Drieenbarje“ or tau siene Wischen anne Elm or int „Riesebarjer Moor“. –

Dat hett hei faate de Kauh an Kopp un de Kauh trecke dän Wagen. Dabie was hei mit siene dünne Fistelstimme anduernd an schimen: **„Nu, man vowarts, Minna! – Nu mosste aber trecken, sonst kriste hüte aamt keine Kartoffelschelle“**

As hei nu mit de Seisse anne Fösterwische dän Graben affmähen däh, kamm use Dokter Rudchen Binnewies mit sienen Motorraa vorbeie un hoole an, um mit Wilhelm eerste Mal ne Runne tau klönen.

Midden Male froch Wilhelm: **„Dokter, du hast doch Ahnung von dän menschlichen Körper, nich?“**

„Ich denke schon, Wilhelm. Wat wutt du wetten?“

„Tja, Dokter, gifft et eijentlich ne direkte Vabindung vonnen Ars tau de Oogen?“ –

„Ne direkte Vabindung? – Nee – Ick meine nich.“

„Na denne mosste mal vaseuken, dä Haare in Ars uttaurierten, denne trahnt dick aber dä Oogen!“

Annekoomen

Neben usen Hoff wohne inne Renne fiebe dä Revierföster Albert Bertram. Da Bertram swar hören dä, spräke hei ook ümmer bannich luut. Hei prahle dä anneren Lü richtig an. Deshalb harre hei dän Spitznamen "Prahlenbarj".

As Prahlenbarj nu estorben was, mosste woll mien Vader midde na de Beerdigung gahn, weil hei dorch siene Holtfäuherie tau Lebzeiten veel mid Prahlenbarj tau daun ehat harre. Süss mosste ja ümmer use Modder midde naen Friedhowwe, weil use Vader sick vorr sonne Vapflichtungen jeern edrücket hat.

Na de Beerdigung, as ein Deil vo de Truergäste na Huse un dä anneren naen "Hofjäger" jingen, um Prahlenbarj "sien Fell tau vasupen", trecke en Gewitter opp, un en mächtiger Dunner künnige en Unwedder an.

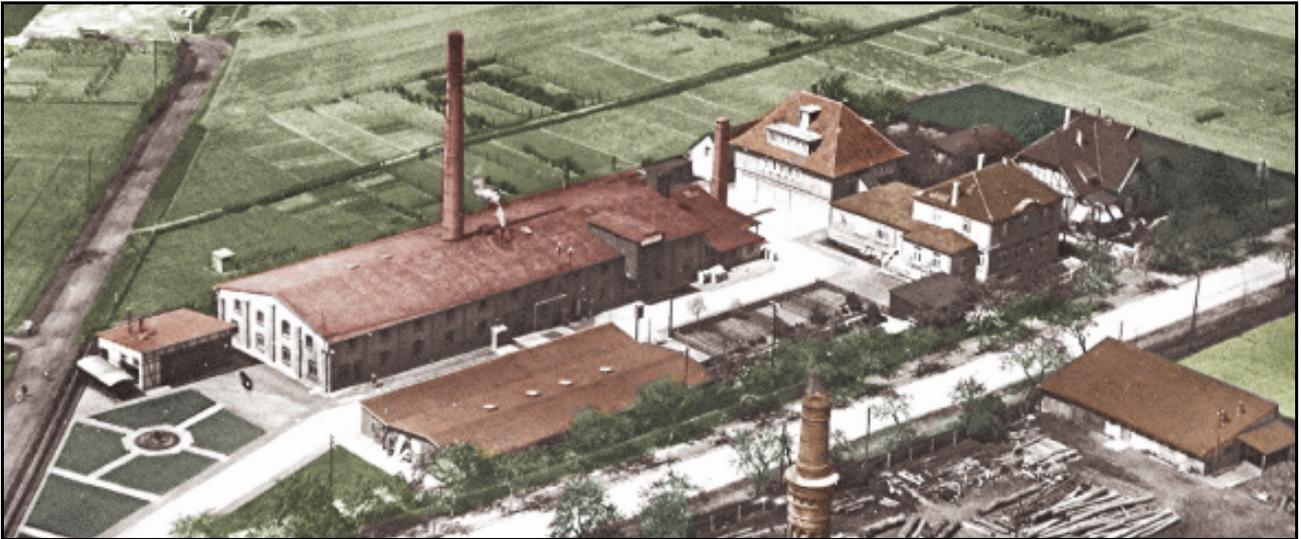
Da sä mien Vader tau dä anneren:

„Nu is Prahlenbarj in Hewen annekoomen!“

Das Braunschweiger Land liegt inmitten von **Ostfalen**, dem östlichen Teil des alten Sachsen. Ostfälisches Platt wird jedoch nur noch von wenigen, meist älteren Menschen gesprochen. Engagierte Gruppen bemühen sich um den Erhalt der Mundart. **Friedrich Langenheim** war ein engagierter Mitstreiter für deren Fortbestand.

Vateljes von **Friedrich Langenheim**

Ein trauriges Jubiläum: Vor 25 Jahren wurden in Königslutter die Roto - Werke geschlossen.



Roto-Vervielfältiger wurden schon **1912** in der Bürobedarfsgesellschaft **Bruer & Co**, den späteren **Greif-Werken**, in Goslar gebaut. Es war der erste deutsche Drehvervielfältiger, und die Nachfrage war groß. Deshalb musste die maschinenbautechnische Abteilung von der Herstellung der anderen Produkte getrennt werden. In einem Fabrikgebäude der ehemaligen Züchner Konservendosenfabrik an der Fallersleber Straße fand der Maschinenbau eine Unterkunft.

Der Umzug von Goslar erfolgte am **21.02.1921**. Am hohen Fabrik-schornstein prangte schon bald die Aufschrift "**Roto**".

Eine Dampfmaschine trieb über eine Transmission und Riemen die benötigten Maschinen an: Drehbänke, Bohr- und Fräsmaschinen und andere. Schon **1921** verließen die ersten in Königslutter gefertigten Vervielfältiger die Fabrik, die den Namen "**Roto- und Debege-Werke**" trug.

Bereits **1927** wurde der 10.000ste Roto Vervielfältiger ausgeliefert, ein Hinweis darauf, wie rasant die Roto-Werke sich entwickelten. Zur Kapazitätserweiterung wurde in den Jahren **1936/37** ein fünfgeschossiger Neubau mit 3.000 m² Arbeitsfläche errichtet. In den großen und hellen Sälen konnten viele Abteilungen nun ohne Behinderung durch Enge arbeiten. In den Werkstätten standen moderne elektrische Maschinen, die Büros waren groß und übersichtlich, gekachelte Wasch-, Dusch- und Toilettenanlagen galten als vorbildlich.

Ab **1940** lautete die Firmenbezeichnung "**Roto-Werke**". In der Zeit des Zweiten Weltkrieges wurden

die Roto-Werke in die Rüstungsindustrie einbezogen. Man begann in der Dreherei mit der Herstellung von kupfernen Führungsringen für Granaten, für die Maßgenauigkeit wurden eigene Messgeräte entwickelt. Diese Aufträge des Staates beeinträchtigten die Herstellung von Büromaschinen erheblich, trugen aber dazu bei, dass viele Facharbeiter vom Wehrdienst freigestellt wurden. Die Roto-Werke überstanden die Kriegsjahre unbeschädigt. Nach einer kurzen Beschlagnahme durch die Besatzungstruppen konnte das Unternehmen die Fertigung von Büromaschinen wieder aufnehmen.

1953 wurde im erstengroßen Bauvorhaben eine Halle von 600 m² für den Werkzeug- und Vorrichtungsbau errichtet. **1962** wurden zwei weitere Hallen von je 1.000 m² zur Fertigung der Büromaschinen in einer Ebene gebaut. Ebenso entstand der erste Bauabschnitt eines zentralen Heizwerkes. Von der Anlieferung des Rohmaterials bis zum Versand der Fertigprodukte waren nun alle Arbeitabläufe auf einer Ebene angesiedelt.

Als alleiniges Vorstandsmitglied ging **1967** Herr **Artur Schorisch** mit 73 Jahren (unser Foto zeigt ihn im Jahr 1954) in den Ruhestand. Er hatte 46 Jahre lang als Chef die Roto-Werke geprägt, war korrekt, vorbildlich in seinem Verhalten, kannte





Roto 50 (Baujahr 1950)



Roto 1 (Baujahr 1912)



Roto 3 (Baujahr 1915)



Roto 8 (Baujahr 1932)



ROTO 228

Umdrucker
mit einem sehr empfindlichen
Umkehrwerk für Präzisions-Druck



ROTO 451

Schablonendruck
mit Schablonenwechseln
und Feinabstimmung



ROTO 366

Hochdruck
des Büro-Druckes
für Formulare, Prospekten etc.



ROTO 611

Offsetdrucker
des Bürodruckes, der Offset
in einer einfachen Sache macht

Roto- Bürodruckmaschinen der vier verschiedenen Verfahren (Stand 1970)

die Meisten im Betrieb und gratulierte persönlich zu Geburtstagen, hatte ein gutes Wort für alle und half vielen in ganz konkreten Nöten. Selbst in Zeiten von Verfolgung stellte er sich mutig schützend vor die Belegschaftsmitglieder. Eine moderne Arbeitsordnung und eine starke Mitarbeitervertretung sorgten für ein faires Miteinander und trugen zum sozialen Frieden in den Roto-Werken bei.

Die Geschäftsführung lag nun bei seinem Sohn, **Dipl.-Ing. Joachim Schorisch**, und Herrn **Franz Schubert**, die sie in seinem Sinne weiterführten.

Da die Nachfrage nach Roto-Produkten so groß war, wurden nochmals Hallen in **Helmstedt** und **Schöningen** errichtet. In der ehemaligen Schöninger Saline wurde die Automatendreherei untergebracht. Waren **1921** 41 Arbeiter beschäftigt, so wuchs deren Zahl **1939** auf 310, **1950** auf 350, **1969** auf 529 und **1970** auf 802 Personen. **1975** waren es nur noch 510 Beschäftigte.

1970 wurde hinter der Montagehalle ein großes Versandgebäude errichtet, das mit modernsten Verladeeinrichtungen ausgestattet war.

Konnten die Roto-Umdrucker und die Schablonendrucker per Hand oder elektrisch betrieben werden, so gab es die Roto-Hochdrucker und die Roto-Offsetdrucker nur mit elektrischem Antrieb. Anfangs hatten die Werke auch noch eine **Falt-** und eine **Adressiermaschine** im Programm.

Als einziger Hersteller boten die Roto-Werke Maschinen für alle Druckverfahren an:

Umdrucken: (Hektografieren) Ein Kunstdruckpapier wird beschriftet, das Druckpapier mit Lösungsmittel befeuchtet und über eine Walze gezogen. Es eignet sich für kleine Auflagen.

Schablonendruck: Schablonen aus Papierstoff werden beschriftet, befeuchtet, und damit gedruckt.

Büro-Hochdruck: Wie beim Buchdruck wird die Druckform von den Walzen des Farbwerkes eingefärbt und abgedruckt.

Büro-Offsetdruck: Druckformen nehmen unterschiedlich Fett und Wasser an. Die Beschriftung ist fetthaltig und kann so abgedruckt werden.

Die Entwicklung der beiden letzten Verfahren führte zur großen Expansion der Roto-Werke.

Die Roto-Erzeugnisse wurden in alle Welt geliefert. Ein eigenes Vertriebsnetz mit selbstständigen Generalimporteuren, Büromaschinenhändlern und Werksvertretern mit Dienstwagen sorgte für ein bewährtes Vertriebssystem über Jahrzehnte. Die Generalvertreter waren verpflichtet, eigene

Werkstätten zu unterhalten, das führte zur Zufriedenheit der Kunden. Um den eigenen Bedarf an Facharbeitern zu decken und um Kinder von Beschäftigten die Möglichkeit zu bieten, eine gute Ausbildung zu erhalten, unterhielten die Roto-Werke eine Ausbildungswerkstatt.



Die Vertreter der Roto-Werke sorgten für ein bewährtes Vertriebssystem. Foto aus dem Jahr 1976

Bis zu 20 Werkzeugmechanikerlehrlinge, einige Industriekaufleute und Technische Zeichner wurden jährlich aufgenommen, mehr als die Werke selbst benötigten. Eine Eignungsprüfung musste über die Aufnahme entscheiden. Die Ausgebildeten standen in einem so guten Ruf, dass manche schon vor der Abschlussprüfung abgeworben wurden. Die meisten fanden im VW-Werk und bei Siemens eine gut bezahlte Anstellung. Später als die Roto-Werke im großen Konzern aufgefangen waren und ihre Selbstständigkeit verloren hatten, änderte sich auch das Verhältnis der Belegschaft zum Betrieb. Entlassungen drohten, die sozialen Einrichtungen wurden reduziert und schließlich erfuhren die Beschäftigten vom **Konkurs** ihrer Roto-Werke.

Da brach für sie eine Welt zusammen.

Schließung der Roto-Werke

Bis **1963** waren die Kinder des **Firmengründers Carl Bruer** die alleinigen Aktionäre der Roto-Werke. Diese verkauften die Besitzrechte an das **Bankhaus Nicolai**, das sie weiter an die Firma Günther **Wagner-Pelikanwerke** in Hannover veräußerte. Ab **1980** führte die Expansion des Konzerns dazu, dass selbstständige Firmen zu "strategischen Einheiten" zusammengefasst wurden. Die Roto-Werke Königsfutter gingen in der neuen Firma "Pelikan – Informationstechnik"(PIT) mit Sitz in Hamburg auf und verloren ihre Selbstständigkeit. So wurden **1980** auch die Roto-Werke im Handelsregister beim AG Helmstedt gelöscht. Eine Geschäftsleitung gab es von da an in Königsfutter nicht mehr, alle Entscheidungen fielen in Hamburg. Als **1982** die Pelikan AG Hannover den Vergleich anmeldete, wurden auch die Roto-Werke in den Konkurs getrieben.

Dieser wurde zum **01. 05. 1982** wirksam und führte

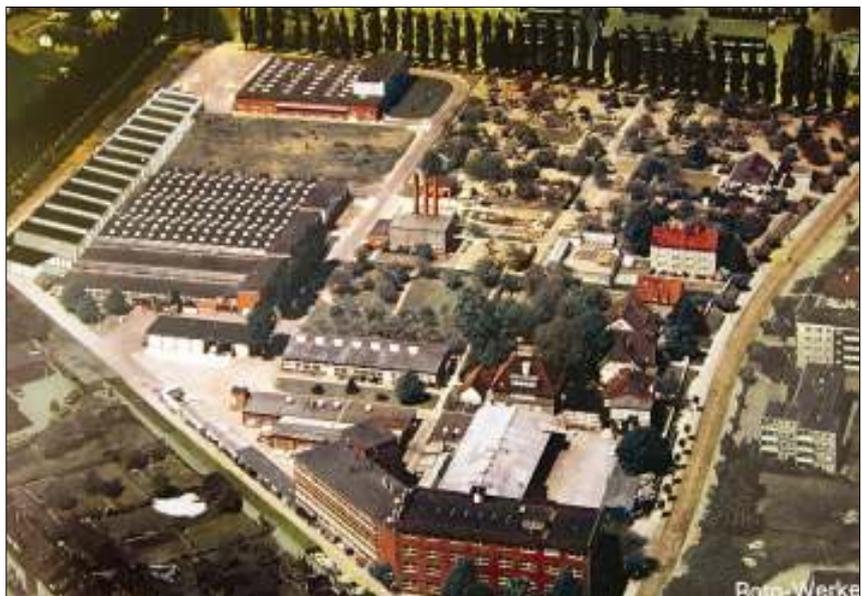
zur Entlassung fast der gesamten Belegschaft.

In einer Auffanggesellschaft und mithilfe einer Landesbürgerschaft gelang es noch mit der "**Roto-Produktions-GmbH**" bis **1989** in eingeschränkter Form mit 176 Beschäftigten weiter zu produzieren.

Chronologie des Industriegeländes Königsfutter Fallersleber Straße 12 (ass. 368, 372)

1905/06	Kauf des Grundstücks (unbebaut) und Bau eines Sägewerkes durch Hermann Medefind und Wilhelm Trost.
1908	Rückkehr des Hermann Medefind nach Süd Afrika, Übernahme des Sägewerkes durch die Gebr. Ludwig und Adolf Wilhelm
1917	Blechwarenfabrik Rudolph Damköhler & Co., später Blechwarenfabrik Königsfutter Züchner & Co, Züchner geht nach Seesen
1921	Roto u. DEBEGO-Werke Königsfutter (Büromaschinenfabrik)
1982	Schließung des Werkes, jetzt Industriebetrieb mit mehrerer Firmen
Quellen	NSTA Wolfenbüttel Z93, N131 Familiengeschichte

Zusammengestellt von **Heinrich Medefind**



Quelle: Wilfried Kraus: „Die Roto-Werke / Stadtarchiv Königsfutter, / Dipl.-Ing. Joachim Schorsch

Klaus Hüttenrauch

Impressum

Der Tetzstein

Auflage: 4.000 Stück

Herausgeber

Thomas Heldt
38154 Tetzstein
Telefon 05332 - 1369
Telefax 05332 - 947 846
Steuernummer 51/117/05496

Druckerei

Michael Grunenberg
Groß Vahlberger Str. 2 a
38170 Schöppenstedt
Telefon 05332 - 9689-0
Telefax 05332 - 3454

Redaktion (Zusammenstellung und Gestaltung)

Jürgen Mewes
Küblinger Ring 17
38170 Schöppenstedt

Telefon 05332 - 946 234
E-Mail jm.mewes@t-online.de
<http://braunschweig-touren.de>

Vom Schafstall zum „Haus der Vereine“ in Destedt



Das Haus der Vereine wurde 2006 eingeweiht.

Der alte Schafstall wurde vom Rittergut Destedt an der Hemkenroder Straße in Richtung Südnord vor dem Jahre 1750 aus Elmsteinen mit den Ausmaßen von 48,50 m mal 11,59 m errichtet. In der im Jahre 1840 errichteten Kirche wurde ein Schriftstück hinterlegt, in dem auch auf den Schafstall eingegangen wird:

„Südwestlich hinter der Meyerei liegt ein großer Schafstall, schon alt im Mauerwerk, 1823 mit einem neuen Dach versehen, da 8 Gespann eingestürzt waren, ohne großen Schaden zu thun. Westlich und nördlich sind 1838 und 1801 schlechte Schafställe angehängt an die Scheunen, da zu größeren Gebäuden die Verbilligung fehlte. Die Schäferei ist in gedeilichem Aufschwunge, allein die Wollpreise sind gedrückt. Der schwere Stein ist 1818 mit 32 bezahlt heuer aber mit 12.“

Die „angehängten“ Gebäude waren schon Mitte des 20. Jahrhunderts nicht mehr vorhanden.

Bis etwa zum Jahre 1956 diente das Gebäude weiter als Schafstall und hatte daher innerhalb seiner dicken Mauern ein Gefälle von Süden nach Norden, um den Mist besser aus dem Gebäude transportieren zu können. Unter dem Dach wurden Heu und Stroh für die über 300 Tiere gelagert. An der Westseite des Stalles befand sich ein Freigehege, in dem ich als kleiner Junge einmal bei der Schafschur zugesehen habe.



Der letzte Schäfer war **Albert Lampe (Foto)**, der seinen Dienst von 1946 bis 1956 versah. Sein Wohnhaus befand sich im Süden des Schafstalles. Vor 1946 war er landwirtschaftlicher Mitarbeiter des Gutes, half dem **Schäfer Wiebe** bei dessen Arbeit und bewohnte verschiedene Wohnungen, die das Gut seinen Mitarbeitern zur Verfügung stellte. Als die Schäferstelle frei wurde, bewarb er sich darauf und erhielt die

Stelle. Als Schäfer durfte er nun 30 eigene Schafe halten. Seine Tochter **Heidemarie Granatowski** hat die alten Fotos aus der Zeit vor 1956 zur Verfügung gestellt.

Dann wurde die Schafherde nach Cremlingen gebracht und der Schafstall an die **Spar- und Dar-**



lehnskasse Destedt verkauft, die das Gebäude zu einer Bank mit Lager und Verkaufsstelle für landwirtschaftliche Produkte umbaute. Hierzu wurde der Fußboden in eine waagerechte Ebene gebracht. An dem Nordgiebel musste man jetzt eine Treppe hinaufsteigen, um in den Bankbereich zu gelangen. Im mittleren Teil konnten die Anhänger direkt beladen werden, da sich der Fußboden in Höhe der Ladefläche befand.



1956 wurde der Schafstall an die Spar- und Darlehnskasse verkauft.

Im südlichen Teil des Gebäudes standen große hölzerne Getreidesilos; das Getreide wurde von den Anhängern in eine Roste gekippt. Aus diesem Schacht gelangte das Getreide in die Silos. Hinter dem Südgiebel wurde eine Getreidetrocknungsanlage errichtet.

Inzwischen war das Gebäude mit seiner einzigartigen Dachkonstruktion (der Bodenraum war ohne zu viele störende Holzständer errichtet, denn er musste das Stroh und das Heu, das für die Schafe im Winter gebraucht wurde, aufnehmen) unter Denkmalschutz gestellt worden.

Als diese Anlage mit der Zeit unmodern wurde, dachte man über einen Ausbau oder Abriss des Gebäudes nach. Da es aber unter Denkmalschutz



stand, entschied sich die **„Volksbank am Elm“**, in der die **„Spar- und Darlehnskasse Destedt“** inzwischen aufgegangen war, das Gebäude umfassend zu modernisieren und den Denkmalschutzrichtlinien entsprechend zu restaurieren.

Am **24. November 1994** konnte der nördliche Teil nach knapp achtmonatiger Bauzeit wieder für den

Bankverkehr geöffnet werden. Der südliche, etwa 180 qm große Teil war nicht vollständig ausgebaut worden und sollte als Lager und Bankarchiv dienen. Die 80 cm dicken, aus Natursteinen erbauten Außenwände des Schafstalles konnten nicht den neuesten Vorschriften entsprechend isoliert werden. Daher entschloss man sich, innerhalb der alten Mauern neue Wände zu errichten, um die Isolation zu gewährleisten.

Im Eingangsbereich wurden Automaten aufgestellt, die Schalterhalle war ca. 90 qm groß und wurde mit Holz vertäfelt. Der mittlere Bereich des Gebäudes nahm eine Küche, einen Besprechungsraum, die Heizung und die Sanitäreinrichtungen auf. Außerdem befand sich in diesem Flur die Treppe zur zweiten Ebene, den nicht ausgebauten Teil des Gebäudes.

Zum **1. November 2004** wurde der Bankbetrieb von der „**Volksbank Wolfenbüttel/Salzgitter**“, in der die „**Volksbank am Elm**“ inzwischen aufgegangen war, auf Bankautomaten umgestellt.

Das Gebäude wurde **2005** zum Verkauf angeboten; die Volksbank wollte aber als Mieter weiter die Bankautomaten betreiben.

Nach längerer Diskussion entschloss sich der Gemeinderat der Einheitsgemeinde Cremlingen, das Gebäude - auch wegen des günstigen Preises - zu erwerben und der Ortschaft Destedt nach den notwendigen Umbauten als Dorfgemeinschaftshaus (Haus der Vereine) zur Verfügung zu stellen.



Das Foto zeigt links den nicht ausgebauten Teil und rechts den Dorfgemeinschaftsraum.

Der Erwerb fand im Spätherbst des Jahres **2005** statt und im Frühjahr begannen die Umbauarbeiten im neuen Dorfgemeinschaftshaus, die zum **30. Juni 2006** abgeschlossen waren.

Neu eingebaut wurde eine den Richtlinien entsprechende Toilettenanlage (auch für Rollstuhlfahrer geeignet) und der Fußboden des neuen Dorfgemeinschaftsraumes (die ehemalige Schalterhalle) ist komplett mit Fliesen versehen worden.

Die Ausbauarbeiten – auch im nicht ausgebauten südlichen Teil – gingen zügig voran. Nachdem der alte Betonfußboden im Lagerbereich von freiwilligen Helfern herausgebrochen war, verlegten einige rüstige Rentner dort Verbundsteine.

Im südlichen Teil des Gebäudes wurde die Deckenkonstruktion in den ursprünglichen Zustand zurückversetzt (hierzu mussten leider neue Hölzer verwendet werden, denn die alten Balkenteile, die in den 50er Jahren des vorigen Jahrhunderts wegen der Getreidesilos entfernt wurden, waren nicht mehr vorhanden).

Die Destedter Bürger weihten ihr neues „Haus der Vereine“ am **27. August 2006** mit einem Tag der offenen Tür ein, wobei die Besucher über das Haus und die Möglichkeiten begeistert waren.

Auch der Bürgermeister der Einheitsgemeinde Cremlingen, **Günter Eichenlaub**, zeigte sich hoch zufrieden über das in so kurzer Zeit Erreichte.

Aus dem alten Dorfgemeinschaftsraum wurden die Möbel übernommen; sie wurden aber im Herbst

durch neue Stühle und Tische ersetzt. Die alten Möbel wurden dann im noch nicht ausgebauten Teil aufgestellt. Dieser 180 qm große Raum bietet der Ortschaft noch viele Möglichkeiten zur Nutzung. Auch der riesige Bodenraum kann noch ausgebaut werden. In dem ehemaligen Dorfgemeinschaftsraum wurde auch die Theke abgebaut und im nicht ausgebauten Teil wieder aufgestellt. Der Ortsrat wird in den nächsten Jahren aus seinen Mitteln noch weitere Ausbauarbeiten finanzieren (z. B. Vorhänge im Dorfgemeinschaftsraum, um noch eine bessere Akustik zu erzielen und Innenfenster im nicht ausgebauten Teil, um einen besseren Schallschutz zu gewährleisten).

Zu den Kosten des Erwerbes in Höhe von ca. **92 500 €** kamen noch die Kosten für den Ausbau in Höhe von **122 000 €** hinzu. Der Zuschuss, den das Land Niedersachsen gewährte, beträgt **80 000 €** und die Eigenleistungen der Destedter Bürger machen einen Betrag von **12 000 €** aus.

Diese Umgestaltung des alten Gebäudes ist ein gutes Beispiel dafür, wie alte, denkmalgeschützte Stallgebäude wieder genutzt werden können.

Der bisherige Dorfgemeinschaftsraum in der Schule, in dem in den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts der Chemie- und Physikunterricht für die oberen Schulklassen stattfand, wurde wieder an die Schule zurückgegeben und zu einem Musikraum umgestaltet.

Da im neuen „Dorfgemeinschaftsraum“ keine Theke eingebaut worden war (man wollte die noch bestehende Gaststätte nicht gefährden), bereitete dieser Umstand Probleme, als die Gastwirtschaft doch geschlossen wurde und viele Veranstaltungen im „Dorfgemeinschaftsraum“ stattfanden bzw. stattfinden mussten (u. a. traf sich der Männergesangverein dort wöchentlich).

Der Ortsrat beschloss daher, in die Wand zwischen der Küche und des „Dorfgemeinschaftsraumes“ eine Theke einzubauen, die aber durch klappbare Holzelemente bei Nichtbedarf „unsichtbar“ bemacht werden konnte.

Ein rüstiger Rentner übernahm den Thekeneinbau und nach etwa einem Jahr konnte die Theke eingeweiht werden. Die Gastwirtschaft war inzwischen wieder eröffnet worden und die Theke wurde zwei Jahre lang kaum benutzt. Nachdem die Gaststätte wiederum geschlossen wurde, erfreut sich die Theke nun steigender Beliebtheit.

Hinweis zu den Bildern: Der Schafstall wurde im Rahmen der Restauration äußerlich (fast) wieder in seinen Originalzustand versetzt, nur an der Westseite des ausgebauten Teiles sind Fenster eingesetzt worden und im Dach auf der Ostseite befinden sich jetzt Dachfenster. Im Eingangsbereich an der Nordseite befindet sich jetzt anstelle des großen Holztores eine Glaswand mit der Eingangstür.

Jörg-Eckehardt Pogan

Schwarzstorchbeobachtungen im südlichen und östlichen Elmvorland an der Altenau und im Schöppenstedter Stadtgebiet

Von Mai bis in den August hinein klingelt bei mir häufig das Telefon und Schöppenstedter Bürger melden mir ihre Schwarzstorchbeobachtungen.

Der **Schwarzstorch** ist als seltener Brutvogel in Niedersachsen festzustellen. Er nistet in unberührten, wasserreichen Sumpf- und Bruchwäldern auf hohen alten Bäumen. Sein Gefieder ist bis auf die weiße Unterseite schwarz mit purpurnem Glanz, der Schnabel und die Beine sind rot. Der scheue Schwarzstorch ist sehr empfindlich, was Menschen und lebensraumzerstörende Maßnahmen betrifft. Wo „kultivierend“ vorgedrungen wird, gibt er sein Revier auf.



Schwarzstorch im Wasservogelreservat Schöppenstedt bei Bansleben

Im Jahr **2013** und auch in den davor liegenden Jahren sind im **Schöppenstedter Stadtgebiet** und in der Umgebung von Ende Juni bis Ende August immer wieder Schwarzstörche beobachtet worden. Im **Wasservogelreservat Schöppenstedter Teiche** sieht man den Schwarzstorch mit etwas Glück in dieser Zeit des Öfteren. Bis zu drei Schwarzstörche wurden hier bereits jährlich beobachtet.

Im Wasservogelreservat nimmt er gern den Teichmolch und Wasserinsekten sowie Schnecken, kleine Krebstiere und im Wasser lebende Käfer als Nahrung auf. An manchen Tagen sieht man umherstreichende Jung- und Altstörche im Gebiet von **Eitzum an der Altenau**, im **Teich am Wormelsberg** am südlichen Ortsrand von Schöppenstedt und auf abgeernteten Getreidefeldern. Auch an der **Schöppenstedter Kläranlage** und direkt im Bachlauf der Altenau ist der Schwarzstorch beim Fischfang zu beobachten. Der Schwarzstorch sucht zur Nahrungsaufnahme gern Bäche auf; hier bei uns vor allem den **Sauerbach** und die **Altenau**. Die Nahrung des Schwarzstorches ist dann vor allem die Fischfauna, wie Stichling, Mo-

derlieschen und die Bachforelle. Aber auch die Wirbellosenfauna, wie die Larven von Eintagsfliegen, Steinfliegen und Köcherfliegen, sind von Bedeutung. Außer Fischen zählen zudem Amphibien zur Nahrung des Schwarzstorches, wie Grasfrosch und andere Grünfrösche. Öfter wurde ein Schwarzstorch auch schon auf einem Feld direkt an der **Straße nach Bansleben** beobachtet, wobei es sich meistens um umherziehende Jungstörche handelt.

Ein besonderes Erlebnis hatte eine mitten im Schöppenstedt wohnende Einwohnerin. An ihrem Teich im Hintergarten beobachtete sie, wie sich direkt am Ufer des kleinen Teiches ein Schwarzstorch zur Nahrungssuche aufgehalten hat. Sie konnte mir genau den Schwarzstorch beschreiben. Es ist schon etwas Besonderes, diesen sonst so scheuen Vogel mitten im Stadtgebiet von Schöppenstedt beobachten zu können!

Am Sonnabend, dem **23. August 2008**, haben meine Frau und ich im **Reitlingstal** im Elm am Ortsrand von Erkerode drei Schwarzstörche gesehen, die gemächlich zwischen äsenden weißen Ziegen Nahrung suchten. Hierbei handelte es sich vermutlich um einen Zusammenschluss der Vögel für den naheliegenden Abzug in die Überwinterungsgebiete, denn bereits Ende August ziehen sie in ihre Winterquartiere bis nach Ostafrika.



Die direkte Entfernung zwischen beiden Quartieren beträgt ca. 6.700 km. Aufgrund fehlender Thermik über dem Mittelmeer erhöht sich die Flugroute auf rund 8.300 km.

Sie überwintern auf dem afrikanischen Kontinent. Belege durch beringte oder besendete* Störche haben ergeben, dass die Schwarzstörche die **west- und ostafrikanischen Überwinterungsgebiete** nördlich des Äquators bevorzugen. Einzelne Vögel überqueren jedoch den Äquator und ziehen bis nach **Kenia** und **Tansania** in Ostafrika.

*) Ausstattung der Störche mit Satellitensendern, um deren Reise zu verfolgen.

Rolf Jürgens

Der Stöckheimer „Schwedendamm“: seine Rolle(n) und Spuren (2. und letzter Teil)



Abb. 1 Kombination zweier Bildausschnitte, jeweils in Nord-Südrichtung orientiert. Der Okerverlauf der aktuellen Karte (links) wurde in den Kupferstich von Th. Kluge (1643) übertragen, um die dramatische Verlagerung des Flussbettes als Konsequenz des eigentlichen "Schwedendamms" von 1641 zu unterstreichen. Unser Rundgang durch das heutige Okertal wird im linken Teil durch die gestrichelte rote Linie angezeigt; die Originale der Bilder finden sich in Teil 1 (dort: Abb. 1 und 3).

1269 entstand bei der Teilung des Herzogtums Braunschweig-Lüneburg das **Fürstentum Braunschweig-Wolfenbüttel**. Aufgrund zunehmender Spannungen mit der Braunschweiger Stadtbevölkerung wurde seine Residenz **1432** nach Wolfenbüttel in die dortige Wasserburg verlegt, die dann zum Schloss ausgebaut wurde. Unterbrochen durch zahlreiche kriegerische Einlagen blieb dieser Status formal bis zur endgültigen Eroberung Braunschweigs **1671** erhalten, dem Jahr in dem es **Rudolf August** und **Anton Ulrich** gelang, Stadt und Festung nach dreiwöchiger Belagerung zu besetzen.

Als kritischer Wendepunkt gilt der Regentschaftswechsel vom "Mittleren" auf das "Neue Haus Braunschweig" im **Dreißigjährigen Krieg (1618-48)**: **1634** starb **Friedrich Ulrich** ohne Nachkommen. **Herzog August** (seit **1604** Herzog von Hitzacker) hatte bereits zuvor alle Rechte am Fürstentum erworben und konnte **1635** die Regierung übernehmen.

Beide Herrscher mussten Teile ihrer Regentschaft in Braunschweig verbringen, einmal verursacht durch die Besetzung Wolfenbüttels durch Truppen des **dänischen Königs (1626-1627)** und dann durch jene der **katholischen Liga (1628-1641)**. Da die nahezu uneinnehmbare Festung kaum auf gängigem Wege zu erobern war, musste in beiden Fällen die **Oker** erhalten. Deren Rückstau setzte unglaubliche Kräfte frei, die letztlich zum jeweiligen Ziel führten.

Nach unseren Ausführungen zum "alten Damm" von **1627** (Zeitung Nr. 13) beschreibt der vorliegende Artikel die Entstehung und die Folgen des 14 Jahre später vollendeten eigentlichen "Schwedendamms".

Der Übergang zum "Neuen Hause Braunschweig" und der zweite Damm (1641)

Als sich in den 20er Jahren des 17. Jhs. das Aussterben des Mittleren Hauses Braunschweig abzeichnete, meldete **August** - seit **1604** **Herzog von Hitzacker** - seine dynastischen Ansprüche an und nahm Kontakt zum Kaiser auf, um seine Erbfolge im **Herzogtum Braunschweig-Lüneburg-Wolfenbüttel** zu regeln. In einem komplizierten Erbfolgestreit setzte er sich gegen sechs weitere Familienmitglieder durch. Mit Billigung des **Kaisers (Ferdinand II. von Wien)** und seiner **Vettern im Fürstentum Celle** übernahm er nach dem tödlichen Unfall, dem **Friedrich Ulrich 1635** mit 55 Jahren erlegen war, als "**August der Jüngere**", zumindest formal die Regierung des **Fürstentums Braunschweig-Wolfenbüttel**.

Zu diesem Zeitpunkt blockierte **Johann von Reuschenberg** als Kommandant im Dienste der Liga jedes Ansinnen der welfischen Herzöge zur Übergabe **Wolfenbüttels**, da sonst das Einrücken der Schweden zu befürchten war. Somit musste August mehrere Jahre auf der **Burg Dankwarderode** ausharren, bevor er am **21. April 1640** mit **Herzog Georg von Calenberg** (seit **1631** Führer des Deutsch-Schwedischen Heeres in Niedersachsen und Westfalen) übereinkam, die bis dahin gewährte Neutralität aufzugeben. Gemeinsam mit den übrigen Fürsten des Hauses stellte er eine Armee auf und ging eine Allianz mit den Schweden ein.

Im Februar des folgenden Jahres wurde klar, dass die Festung auch diesmal nicht durch Beschuss zu Fall gebracht werden konnte. So bediente man sich der Mittel, die **Pappenheim** 14 Jahre zuvor genutzt hatte und richtete den Damm erneut für die Überflutung des gesamten **Okertales**, und damit der Festung, her (Abb. 1).

Da die Maßnahmen von **1627** nicht unmittelbar ge-griffen hatten, plante man nun die Erhöhung und Erweiterung der verbliebenen Dammreste. Hierfür wurden 36 Zimmerleute, 12 Tischler, 900 Arbeiter sowie 3.000 Taler bereitgestellt, um 800 Dielen, 600 Pfähle, 2 Tonnen Schiffsteer, 400 Fuder Steine und 900 Fuder Faschinen (die im mehrdeutigen Titel angesprochenen Reisig-"**Rollen**") für den Dammbau herzurichten; die Holzarbeiten wurden nach **Leiferde** verlegt.

Dann waren Kompromisse angesagt, um einerseits möglichen Schäden durch Schmelzwasser vorzubeugen, andererseits aber genügend Okerwasser für die Flutung zur Verfügung zu haben. Aus den Fürstlich-Wolfenbüttelschen Ämtern und Klosterdörfern, den Fürstentümern Calenberg und Lüneburg, wurden 3.000 Bauern herangezogen, um mit eigenen und Artilleriepferden die Reste des Damms von **1627** zu reparieren und "um Manneshöhe auszubauen".

Diesmal ging man weit gründlicher zu Werke und band Fachleute in die Planung ein. Man brachte den kleinen und den großen Damm auf eine gemeinsame Höhe, verband sie miteinander und errichtete zum Schutz der Arbeiter und zur Verstärkung des Bauwerkes auf dem zum Lechelnholz ansteigenden Gelände die "**Weinbergschanze**". Um den Wasserstand zu regulieren, wurden drei Schleusen eingeplant, welche, noch bevor der Damm seine endgültige Höhe erreicht hatte, Ende Mai **1641** geschlossen

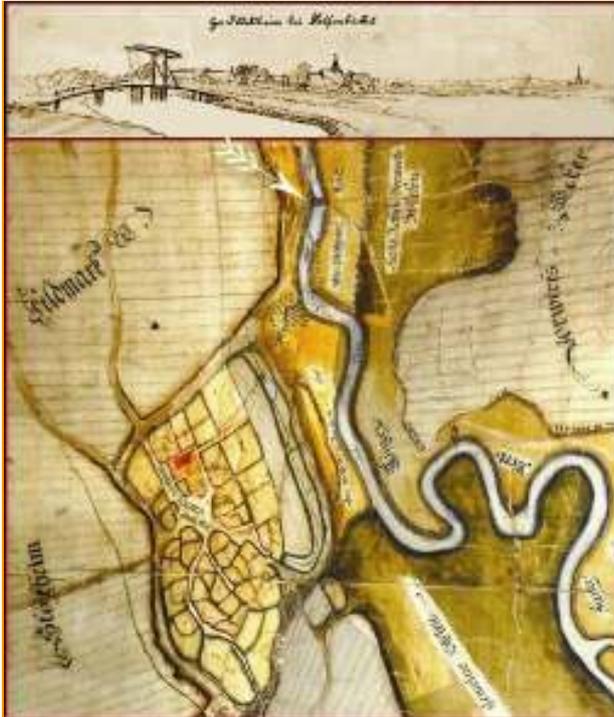


Abb. 2: Verlauf der Oker im Bett der der Stöckheimer Aue (nach einer "Karte der Residenzstadt und Festung Wolfenbüttel im Jahre 1741", hier in korrekter Nord-Süd-Richtung). Im Bereich der Aue ist die Schäferbrücke zu erkennen, die den Zugang zu den Parzellen „Ohe“, „Rambergische Wiese“ und „Kötherei“ wiederherstellte. Erwähnt wird sie als „Behelfsbrücke“ erstmalig 1706; ihre Umgestaltung zur Zugbrücke nach 1745 ist am oberen Rand dargestellt (Feder/Graphit-Zeichnung nach Pascha Johann Friedrich Weitsch, um 1750).

wurden. Die abschließenden Arbeiten zogen sich unerwartet hin, sodass sich der Herzog schließlich persönlich auf der Baustelle einfand.

Als er das Werk in Augenschein nahm, begab er sich unerwartet in Lebensgefahr und entging um Haarsbreite einer Geschützkugel, die von den Wällen der Festung abgefeuert wurde. Das Projekt war auch Mitte August noch nicht beendet, obgleich die Schwedischen Truppen begonnen hatten, den Bau des Dammes, der heute ihren Namen trägt, zu unterstützen. Dennoch konnte dieser nicht vollendet werden.

Im September gaben die ersten Verbündeten auf und marschierten ab. Zu diesem Zeitpunkt hatte der Damm auf einer Strecke von 65 m eine Höhe von 78-79 m üNN erreicht; im Bereich der mittleren Schleuse lag sie wenig darunter. Dies reichte für eine Stauhöhe, die jene von **1627** um ein Meter übertraf und am Schloss für einen Wasserstand von 2,6 m sorgte.

Kein Punkt der Stadt blieb verschont und auch **Groß Stöckheim** war dem "Untergang" geweiht (Abb. 1). Die Wirkung war erheblich: Ab Juni standen die Mühlen still, der Viehbestand wurde verlegt und ab Juli mussten die Bewohner in die jeweils oberen Stockwerke ihrer Häuser ziehen oder in ein auf den Festungswällen hergerichteten Lager ausweichen. Alle Bewohner blieben, bis die Lebensmittel schwanden und der Kommandant begann, diejenigen auszusiedeln, die nicht mindestens Vorräte für ein Jahr angelegt hatten.

Anders als Wolfenbüttel musste Braunschweig in diesen Wochen Wassermangel erleiden. Das hatte allerdings vergleichbare Konsequenzen: Auch dort standen die Mühlen still, sodass das Brot knapp wurde. Zudem war jederzeit mit einem spontanen Bruch des Dammes und erheblichen Wasserschäden zu rechnen.

Die Verbündeten sahen das ähnlich und gaben in der Nacht vom 1. zum 2. September nach zehn Monaten die Belagerung Wolfenbüttels auf. Zurück blieben 2000 Mann, die den Damm schrittweise zu öffnen hatten. Dies begann an den drei Schleusen und erfolgte mit einer Wucht, die zur massiven (wenn auch kurzfristigen) Flutung Braunschweigs führte. Für den Hagenmarkt wird ein Wasserstand von "zwei Ellen" (1,10-1,20 m) berichtet - selbst **Herzog August** war in der Burg vorübergehend gefährdet. Dann verschwand die Flut so schnell, wie sie gekommen war.

Zwar war es der Union (wie zuvor schon den Kaiserlichen) nicht gelungen, **Wolfenbüttel** unmittelbar zu erobern, doch führten die Kämpfe ab Ende September zu Friedensverhandlungen und am **16. Januar 1642** zum "**Goslarer Accord**". Aufgrund des damit verbundenen "Rezesses" (Rückgabe des „Großen Stifts“, eines Lehens an das Bistum Hildesheim seit 120 Jahren) erhielt **Herzog August** Wolfenbüttel zurück. So konnte er im Jahre **1644** dort seine arg in Mitleidschaft gezogene Residenz beziehen. Zu seinem Gepäck gehörten 55 Bücherkisten mit einem Gewicht von 470 Zentnern, die ihn von **Hitzacker** aus begleitet hatten - diese bildeten den Grundstock seiner "**Bibliotheca Augusta**".

Als **August 1666** im stattlichen Alter von 87 Jahren starb, hinterließ er ein wohlgeordnetes Fürstentum, in dem die schweren Schäden des **30-jährigen Krieges** weitgehend überwunden waren. Als Sammler, Humanist, Gelehrter und Politiker wurde er zu einem der bedeutendsten welfischen Fürsten. Seinem Sohn und Nachfolger, **Rudolf August (1627** in Hitzacker geboren; Fürst von Braunschweig-Wolfenbüttel bis **1704)** gelang **1671** die Eroberung der Stadt und Festung **Braunschweig**.

Daraufhin wurde die Residenz in den "**Grauen Hof**", den Standort des späteren Braunschweiger Schlosses, verlegt. Um **1680** wird, parallel zur alten Handelsstraße, ein "Herrschaftlicher Weg" angelegt, der von Wolfenbüttel kommend in gerader Linie das Lustschloss **Antoinettenruh** mit dem „**Sternhaus**“ und dem Stöckheimer "**Großen Weghaus**" verband. Dieser deckt sich in den weiten Teilen mit dem heutigen „Neuen Weg“ (B79; Abb. 1).

Der Damm verschwindet - einige Spuren bleiben

Da der verbliebene Damm eine einzige tiefe Lücke aufwies, verursachte er - abhängig von der Jahreszeit - weiterhin beträchtliche Überschwemmungen. Bei Hochwasser fiel der Wasserspiegel unmittelbar hinter dem Damm abrupt um bis zu 30 cm. Dies erklärt Bestrebungen, den Restdamm - zumindest teilweise - zu beseitigen. Berechnungen von 1902 ergaben, dass nur seine kompletter Abtragung bei Hochwasser jeden Rückstau verhindern würde. Die Masse des zu bewegenden Erdreichs wurde mit 10.000 Kubikmeter veranschlagt. Dieses Konzept wurde zurückgestellt, da sich ein Grundbesitzer und die Gemeinde **Groß Stöckheim** weigerten, zu den veranschlagten Kosten (10.300 Mark) beizutragen.

Nach dem ersten Weltkrieg wurde die Situation aufgrund hoher Arbeitslosenzahlen neu eingeschätzt. Der damalige Pächter, der einen Teil der ehemaligen Anlage zum Kartoffelanbau nutzte, gab 1923 seine Zustimmung. 50 Arbeiter konnten jetzt beginnen, die "letzten Spuren des einst mit so viel Aufwand von Zeit, Arbeit und Kunst aufgeführten gewaltigen Dammes im Wiesengelände" zu beseitigen. Das anfallende Erdreich diente im Frühjahr 1924 zur Aufschüttung des "Teufelslochs", einer Mulde geologischen Ursprungs. Diese Arbeiten "begruben" die sichtbaren Erinnerungen an Geschehnisse, die unsere Region nachhaltig geprägt haben. Ähnlich den Ringwällen unserer heidnischen Vorfahren, zu denen spärliche Informationen vorliegen, hätte ein Restdamm vergangene Ereignisse, sicherlich besser im Bewusstsein verankert als alle mündlichen und schriftlichen Überlieferungen.

Optimistisch, wie sie nun einmal sind, ließen sich die Autoren des vorliegenden Beitrags durch Anmerkungen von **Wilhelm Bornstedt** in seiner 1967 erschienenen "**Chronik von Stöckheim**" ...

"obwohl die Reste des Schwedendamms 1923/24 abgetragen wurden, ist er noch heute an einigen Stellen sichtbar. Er verläuft bei Groß Stöckheim unmittelbar vor der A395"

... am sonnigen **30. September 2012** zu einer Inspektion des Geländes motivieren, die unmittelbar wenig, in Verbindung mit "Google Earth" (Stichwort "Groß Stöckheim") jedoch außerordentlich viel erbrachte. Unser Weg begann an eben diesem Ort, dem seine Lage vor den Toren Wolfenbüttels zum Verhängnis wurde und der mehrfach zwischen militärische Fronten geriet. Bei den heftigen Kanonaden im **30-jährigen Krieg** lag **Groß Stöckheim** direkt im Schussfeld und wurde vollständig eingeäschert. Dies betraf auch die Vorgängerin der heutigen "**Apostelkirche**", deren Wurzeln sich bis ins Jahr **1051** zurückverfolgen lassen. Als Archidiakonatskirche hatte sie das Recht zur Taufe - vom 12. Jahrhundert bis zum 30-jährigen Krieg diente sie zudem als Gerichtsstätte. **1641** standen nur noch wenige Mauern, innerhalb derer viele Einwohner zusammen mit ihrem Vieh Schutz suchten. **1678** existierte sie wieder - ein weiterer Neubau erfolgte **1792** nach ihrer erneuten Zerstörung im Siebenjährigen Krieg (**1756-1763**). Das Kirchenschiff blieb seitdem erhalten, während man sich **1892** zum Bau eines neuen Kirchturms ent-

schloss, der ihr das heutige Aussehen verlieh (Abb. 1 und 4). Seitdem gilt sie als Zeugnis des Lebenswillens und der Glaubenskraft der Ortsbewohner.

Wir starten unseren Gang an der **Apostelkirche** und folgen dem **Leiferder Weg**, der uns nach einer Rechtskurve über die Oker zum **Sportplatz** führt. Die **2009** renovierte, heute unscheinbare Brücke, bietet Radfahren, Fußgängern und Reitern Zugang zum ehemaligen Überschwemmungsgebiet. Nach der „Umgestaltung“ des Flussbettes durch den **Schwedendamm** hatte sie als "**Schäferbrücke**" erstmals wieder die Querung der Oker erlaubt, die sich zu diesem Zeitpunkt im Bett des ehemaligen Seitenarms "**Aue**" wälzte (vergl. Kartenausschnitt von **1741** in



Abb. 3: Blick auf den Verlauf des ehemaligen "Schwedendamms" vor der A395, angedeutet durch den Waldgürtel in der rechten Bildhälfte. Unser Aussichtspunkt, eine steinige Anhöhe am „Lechelholz“ (Abb. 1), gewährt den Blick auf das gesamte Flutungsgebiet. Am Horizont zeichnet sich der Thieder Lindenberg ab.

Abb. 3). Schon die Urbrücke war wiederholt "aufzurüsten", da sie mehrfach durch Eisschollen mitgerissen wurde. Auch das regelmäßig im Frühjahr einsetzende Hochwasser verursachte Schäden, veranlasst durch das mitgeführte Treibholz. Dies besserte sich erst **1956** nach dem Bau der **Okertalsperre**. In ihrer Urform war die Brücke ein Hindernis für die durch die Herzöge eingerichtete Oker-Schiffahrt. Unter **Carl I. (1735-1780)** entstand daher eine **Zugbrücke** nach niederländischem Vorbild (Abb. 2), die Flöße und Schiffe passieren ließ ohne für **Carl I.** und seine Untergebenen den Zugang zum gegenüberliegenden Sternhaus wesentlich zu beeinträchtigen.

Das Okerufer selbst erschien uns verlockend, ist aber kaum begehbar. Nach etwa 100 m erreichen wir den Sportplatz, vor dem wir links auf einen Pfad abbiegen, der uns zunächst zwischen dem jetzigen und dem ehemaligen Flussbett, dann aber am ursprünglichen (nun trocken liegenden) Okerlauf zur A395 führt. Links und rechts der heutigen Brücke fand sich der **Schwedendamm** (der "**Große Damm**" diesseits und der "**Kleine Damm**" jenseits der Fahrspuren). Wir möchten hier nicht zu viel versprechen: obwohl wilromantisch, fanden wir in diesen Waldstreifen nichts, woraus wir ohne Vorkenntnisse durch "Google Earth" seine Vergangenheit hätten ableiten können. Hier ist anzumerken, dass der westlich der Autobahn gelegene "**Kleine Damm**" seit den zwanziger Jahren des letzten Jahrhunderts durch Bewohner Groß

Stöckheims, und der nach Osten verlaufende niedrige Teil des "Großen Damms" von Wolfenbüttler Gärtnern auseinandergeworfen und neuen Nutzungen zugeführt wurde.

Am nördlichen Rand des Waldstreifens ermöglicht ein Weg den Zugang zur der um **1600** erstmals erwähnten "**Haupttrichtstätte**" des alten Fürstentums, an der, insbesondere zur Regierungszeit von **Heinrich Julius**, zwischen **1589** und **1613**, und dann bis **1759** eine furchterregende Zahl von "Hexen" und "Zauberern" gehängt und verbrannt wurde (Symbol oberhalb der Schwedenschanze im linken Teil von Abb. 1). Eine **Schautafel** des Grauens findet sich an der **GEDENKSTÄTTE**. Obgleich August dem Jüngeren für seine Zeit in Hitzacker vergleichbare Aktivitäten nachgesagt werden, existieren für ihn und auch für seinen unmittelbaren Vorgänger aus dem Mittleren Hause Braunschweig keine Hinweise auf eine direkte Einbindung in diese Prozesse.



Abb. 4: Blick auf das im 30-jährigen Krieg gebeutelte Dorf Groß Stöckheim mit seiner "Apostelkirche". Deren jetziger Turm (1893) mit seiner hohen Haube und vier Uhrengaubenspitzen ersetzte die Dachreiter aus dem 17. Jahrhundert, die ihrerseits die Funktion des 1641 zerstörten alten Turms übernommen hatten.

Gegenüber dem südlichen Rand des Waldstreifens (d. h., des ehemaligen "**Schwedendamms**") befand sich - heute unsichtbar - die **Schwedenschanze** und auf der anderen Seite des "**Neuen Weges**" das "**Sternhaus**".

Wir setzen unseren Weg nach Süden fort und erreichen, vor Beginn der sichtbaren Bebauung, den auf einer Kalkaufschüttung gelegenen Aussichtspunkt hinter den letzten Häusern am **Schiefen Berg**. Wir mussten lernen, dass diese Anhöhe nichts mit der geologischen Vergangenheit und den Staudämmen zu tun hat - dort sollte im „*Dritten Reich*“ eine BDM-Führerinnenschule entstehen. Was das Plateau erlaubt, ist einen Blick auf das "Tal der Erfolge und der Tränen", sowie auf den ehemaligen Damm (Abb. 3). Von hier machen wir auch die **Schäferbrücke** aus, an der unser Ausflug diesmal enden soll.

Quellen: Siehe Teil 1 „Der Stöckheimer Schwedendamm – seine Rolle(n) und Spuren“, 13. Ausgabe unserer Zeitung. Was bleibt ist eine **Korrektur** der dortigen Abb. 2: Wohl aufgrund der persönlichen Bindung der Autoren an Stöckheim und Schöppenstedt nimmt Klein-/Groß- "*Schöppenstedt*" in der Legende gleich zweimal den Platz ein, der "*Stöckheim*" zugehört war.

Verena und Juergen (Claassen-)Bode

Editorial



„So ganz unrecht hatten die Wolfsburger wohl doch nicht, als sie Eintracht Braunschweig zum Schnupperkurs Bundesliga begrüßten. Sieht verdammt mau aus.“

„Abwarten, noch ist alles möglich. Vielleicht schaffen wir ja noch den Relegationsplatz und fegen im Entscheidungsspiel St. Pauli vom Platz.“

„Glaubst du! Der Abstieg war ja schon vorprogrammiert. Die anfangs der Saison abgelieferten und größtenteils verlorenen Testspiele waren doch schon Warnschüsse genug. In Erwartung von ca. 20 Millionen Mehreinnahmen aus den Fernsehgeldern hätte man sofort die Mannschaft mit zwei richtigen Knipsern verstärken müssen.“

„Hat man doch!“

„Wen denn? Einen bei einem anderen Bundesligaverein abgehalfterten Stürmer, über dessen Verkauf die Fans dieses Klubs mehr als glücklich waren. Und jetzt in der Winterpause als versprochene Verstärkung einen 20 Jahre alten, sicher talentierten, aber noch unerfahrenen Spieler. Doch der hat sich ja in der Reservemannschaft schwer verletzt und fällt aus. Nix mit Verstärkung!“

„Na und? Das ist schon eine Verstärkung für die kommende Saison, speziell für die 2. Liga. Dann greifen wir mit einer eingespielten Mannschaft wieder von vorn an.“

„Eingespielte Mannschaft? Glaubst du doch selbst nicht. Bei einem Abstieg werden unsere besten Spieler den Trog wechseln und weggekauft. So sieht das aus. Aber du hast dich ja wohl schon auf die 2. Liga eingestellt.“

„Du bist schon ganz schön clever. Wann warst du eigentlich das letzte Mal im Stadion?“

„Gegen Mönchengladbach, im Gästebereich, Stehplatz. Ein befreundeter Gladbachfan aus dem Ruhrgebiet, ich habe ihn 14 Jahre nicht gesehen, hatte mich eingeladen und eine Eintrittskarte mitgebracht. Umringt von zahlreichen Polizisten wurde man von Kopf bis Fuß abgetastet, eilte in den Gästebereich, um noch einen Wellenbrecher zum Aufstützen zu finden. Tröten, Trommeln, ein Megafon und Schlachtgesänge der durchweg angenehmen „Feinde“ überzeugten mich, dass mein Hörvermögen noch nicht das schlechteste war. Und dann noch ein Tor für Gladbach! Da stand ich nun mitten im überschwänglichen Siegestaumel, mit Trauer im Herzen. Das war schon grausam. Doch als Eintracht noch vom gegnerischen Torwart ein Tor schießen ließ, schenkte man mir die redlich verdiente Genugtuung. Ich grinste nur. Laut jubeln konnte ich nicht, denn dann hätte ich mich geoutet. Was meinem Freund neben dem kläglichen Versagen „seines“ Torwarts unangenehm auffiel, war, dass es im Gästebereich nur alkoholfreies Bier gab, dass geschätzt 100 Pkws im Bereich „Am Schwarzen Berge“ wegen Überschreitung der Parkdauer von 2 Stunden mit Knöllchen versehen waren und dass der Schiedsrichter nach genau 90 Minuten das Spiel abpiff. - *Das hat es noch nie gegeben!* - Fazit: Die nächsten Spiele werde ich wieder zuhause in meiner Viploge auf einer großen Leinwand - hoffentlich - genießen. Mit einer Flasche Bier, natürlich alkoholbelastet.“

Liebe Leser und Gäste, dieses Thekengespräch zwischen Georg und Klaus lasse ich lieber unkommentiert. Mit Fußballfans sollte man sich lieber nicht anlegen.

Ihr Thomas Heldt

Eigentümer und Wirt der Waldgaststätte
Tetzelstein im Elm

Unsere Preisfrage



„Alle Wege führen nach Rom.“ Der Ursprung dieses Sprichwortes geht auf das frühe Mittelalter zurück und bezieht sich auf die damalige Vorstellung von Rom als Mittelpunkt der christlichen Welt.

Zwecks Prüfung dieses Hinweises machte sich auch der nahe Schöppenstedt in Kneitlingen geborene Till Eulenspiegel auf einen der Wege, erreichte Rom und trieb dort beim Papst seine Possen und üblen Scherze.

Nun gut, Schöppenstedt ist nicht gerade der Mittelpunkt der Welt und nicht jedem bekannt, wird jedoch dank dem Till Eulenspiegel dort gewidmeten **Museum** gern und oft besucht.

Offensichtlich schienen die Besucher eines Ortes im Braunschweiger Land von zahlreichen Besuchern mit deren Fragen nach dem Weg in Richtung Schöppenstedt so genervt worden zu sein, dass sie schließlich dieses kunstvolle Schild aufstellten. Einige ältere Bewohner meinen jedoch, es sei Till Eulenspiegel selbst gewesen.

Und das ist jetzt unsere Preisfrage:

In welchem Ort ist das Hinweisschild zu finden?

Um uns die Lösung zukommen zu lassen, gibt es drei verschiedene Möglichkeiten:

1. Sie können uns Ihre Lösung auf einer **Postkarte** zukommen lassen. Und diese bitte ausreichend frankieren.

Unsere Anschrift: Waldgaststätte Tetzstein - 38154 Tetzstein

2. Zudem haben wir auch in unserer **Gaststätte Lösungszettel** ausliegen, die Sie dort ausfüllen und abgeben können.

3. Ferner besteht auch noch die Möglichkeit, uns die **Lösung per E-Mail** an die Adresse **jm.mewes@t-online.de** zu schicken. Die E-Mail-Absenderadresse darf nur einmal verwendet werden.

In jedem Fall bitten wir stets um Angabe Ihrer vollständigen Adresse.

Einsendeschluss ist der 31. Juli 2014.

Aus Chancengleichheit ist jeder Teilnehmer und Haushalt nur zur Abgabe einer Lösung berechtigt.

Und was gibt es zu gewinnen?

Aus den richtigen Lösungen werden **drei Teilnehmer** ausgelost, die in der Waldgaststätte Tetzstein bis **spätestens 31. Januar 2015** für **jeweils zwei Personen** eines der auf deren **Speisekarte** verzeichneten **Gerichte** auf Kosten des Hauses auswählen und **verspeisen können**.

Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

Die Gewinner werden unmittelbar nach erfolgter Auslosung schriftlich benachrichtigt und ihnen zugleich ein Gutschein zugestellt. Viel Glück!



**Auflösung der Preisfrage in unserer Ausgabe
Sommer/Herbst 2013 (Nr. 13)**

**Die Bismarcksäule, auch Bismarckturm genannt, befindet sich in der
Asse, oberhalb von Wittmar.**

Eingegangen sind **62** richtige Lösungen.

Die Gewinner sind: **Traute Hupfer** aus Wolfenbüttel, **Carolin Weber** aus Berlin und **Bernhard Sander** aus Jerxheim

Herzlichen Glückwunsch!

Waldgaststätte Tetzelsstein

Der Tradition verpflichtet



Anno 1884 begann alles mit einer bescheidenen Bretterbude. Dort, wo der Ablasshändler Tetzels der Sage nach beraubt und ermordet wurde, hat sich im Laufe der Jahrzehnte unsere Gaststätte zu einem der beliebtesten Ausflugsziele im Elm, dem schönsten und größten Buchenwald Norddeutschlands, entwickelt.

Neben saisonalen Spezialitäten, wie Spargel, Pfifferlinge und Braunkohl, bietet unsere Speisekarte reichlich Auswahl, um jedem Gast etwas Besonderes zu bieten.

Unsere Räumlichkeiten bieten sowohl für Veranstaltungen als auch Familienfeiern reichlich Platz.

Der Biergarten, die überdachte Veranda und der Kinderspielplatz sind beliebte Ziele für unsere Gäste aus Nah und Fern.

Großer Parkplatz • Täglich ab 10 Uhr geöffnet
Durchgehend warme Küche



Eigentümer und Wirt: Thomas Heldt
38154 Tetzelsstein
Telefon 05332 - 1369 Fax 05332 - 947 846
Internet <http://tetzelsstein.com>